

1. Jahrgang. • Heft 7. • Oktober 1902.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5696 e.

Oberschlesisch-polnische Volkssagen und Märchen.

Von

Dr. E. Zivier, Breslau.

II.

Eine eingehende Untersuchung bei genauerer Vertrautheit mit der einschlägigen Litteratur würde wohl ergeben, daß sämtliche Volkserzählungen und Märchen Oberschlesiens, die bis jetzt bekannt geworden sind, den sogenannten Wandermärchen zuzuzählen sind, deren Stoffe von Volk zu Volk wandern und an verschiedenen Orten, dem Charakter und der Phantasie des Volkes entsprechend, Umgestaltungen erfahren. Selten pflegt jedoch schöpferisch etwas zu dem angeflogenen Stoff hinzugefügt zu werden; am häufigsten geschieht es, daß Motive, die verschiedenen Sagenkreisen angehören, zusammengewürfelt und so eine neue mosaikartige Erzählung geschaffen wird, die, obwohl sie in keinem einzelnen Zuge originell ist, im ganzen jedoch eine neue Geschichte bildet. Solche Erzählungen waren die zwei zuerst angeführten.

Ein Märchen, das Malinowski in Pogorzellek, Kreis Cosel, gehört hat, hat seinen Hauptinhalt dem bekannten und ausgedehnten Märchenkreise entlehnt, in dem die vorgebliche Untreue der Frau dadurch bewiesen wird, daß der Ankläger sich, ohne wirklich mit der betreffenden Frau in Berührung gekommen zu sein, ganz intime Merkmale zu verschaffen gewußt hat,

die gegen die Frau einen erdrückenden Indizienbeweis abgeben. Eine Zusammenstellung solcher Erzählungen befindet sich bei Grässe, „Die großen Sagenkreise des Mittelalters“ und in den „Altdeutschen Wäldern“ der Gebrüder Grimm. Ich hebe dieses Märchen auch schon darum besonders hervor, weil hier — was selten der Fall ist — der Erzähler es verstanden hat, die fremdländische, ziemlich abenteuerliche Erzählung in ein verhältnismäßig rein oberschlesisches Milieu zu versetzen. Man höre:

Es war einmal eine Frau, eine Witwe. Sie hatte eine Tochter. Die Frau war arm und hatte sie darum ihre Tochter in Dienst zu einem Juden gegeben. Der Jude hatte ein Gasthaus. So diente das Mädchen bei dem Juden sieben Jahre. Gegenüber von dem Juden, jenseits der Straße, stand ein schönes Haus, und in diesem Hause wohnte ein Kaufmann. Das Mädchen, namens Karoline, pflegte in den Laden um Kaufmannsware zu gehen. Nun hatte aber der Kaufmann einen Sohn, der sich auf Studien befand. Gerade als der Sohn von den Studien zurückgekehrt war, kam Karoline in den Laden, um etwas zu kaufen. Das Mädchen gefiel dem jungen Manne so sehr, daß er ihr die Ware abwog, aber nichts bezahlt nehmen wollte. Sie ging nach Hause und dachte darüber nach, was das zu bedeuten hätte, daß der Kaufmannssohn von ihr kein Geld nehmen wollte. Am folgenden Tage ging sie wiederum in den Laden, und zufällig war niemand dort außer dem Kaufmannssohne, und dieser sprach zu ihr: Siehst du, Mädchen, meine Augen haben sich in deine Schönheit vertieft, daß ich willens bin, dich zur Frau zu nehmen, wenn du mich nicht geringschätze. Sie wurde verlegen und sagte: Geben Sie mir meine Ware und haben Sie mich nicht zum besten, denn Sie haben andere, als mich. Er nahm aber den Ring von seinem Finger und gab ihn ihr. Sie wollte ihn anfangs nicht nehmen, das zweite Mal nahm sie ihn aber. Da sprach er zu ihr: Komm in einen Laden, in dem Frauenkleider zu Verkauf sind, und ich will dir Kleider anschaffen, daß du dich vor meinen Eltern nicht schämst. Seinen Eltern sagte er, daß er eine Braut habe und sie ihnen vorstellen werde. Er ging und kaufte ihr die versprochenen Kleider und brachte sie, um sie den Eltern vorzustellen. Den Eltern gefiel die Sache, und sie heirateten sich. Die Eltern überließen ihm das ganze Vermögen, und er lebte mit ihr in Frieden.

Der Jude, bei dem Karoline gedient hatte, kam nun zum Kaufmann und meinte, was er sich nur für eine Frau ausgesucht hätte. Dieser erwiderte, sie sei ihm ein treues und gutes Weib. Da sagte der Jude, er irre sich gewaltig in seiner Rede, Karoline sei nicht so brav wie er sie rühme und er könnte mit ihr thun, was er wollte. Der Kaufmann widersprach, und so wetteten sie, ein jeder um sein Vermögen. . . . Der

Kaufmann verreiste auf drei Tage, während welcher der Jude sein Vorhaben ausführen und auch ein Wahrzeichen von ihr erlangen sollte. Der Jude überlegte, wie er das machen könnte. Karoline hatte eine Kinderfrau, die etwas bucklig war. Diese fragte er um Rat, wie er ein Merkmal von Karoline erhalten könnte. Die Kinderfrau sagte: Sie trägt eine goldene Kette auf dem Körper und wenn sie schlafen geht, legt sie dieselbe von sich auf ihre Kleider, auf den Tisch. Kommen Sie abends mit mir in das Zimmer, ich lasse Sie unter das Bett, und wenn Sie sich entkleidet haben wird, können Sie die Kette an sich nehmen. So geschah es auch, — er nahm die Kette und hatte ein gutes Wahrzeichen. Außerdem merkte er, als die Frau das Hemd wechselte, daß sie unter der linken Brust ein Muttermal habe. Er ging nach Hause. Nach verabredeter Zeit kam der Kaufmann zurück und fuhr bei dem Juden vor. Dieser hielt ihm von ferne schon die Kette entgegen und zeigte ihm so das Wahrzeichen, das er ihr abgenommen hatte. (Von dem Muttermal ist sonderbarer Weise keine Rede.) Siehst du — sagte er — wie konntest du beteuern, daß deine Frau dir treu sei? Was ich wollte, habe ich mit ihr gemacht.

Der Kaufmann machte, daß er nach Hause kam und sagte zu seiner Frau: Ziehen Sie sich an, meine Gnädige, wir wollen ein wenig spazieren fahren. Er nahm Wagen und Pferde und zwei Pistolen. Außerhalb der Stadt, an einem Kreuzwege entstiegen sie dem Wagen, der ja mit samt den Pferden, der Wette zufolge, auch dem Juden gehörte. Siehst du — sprach der Kaufmann zu seiner Frau — diese eine Pistole ist gegen dich, die andere gegen mich. Er zielte mit der einen, schoß aber nicht ab, zielte mit der anderen, schoß gleichfalls nicht ab, denn es schien ihm so nicht recht zu sein. Er warf die Pistolen weg und sprach zu ihr: Lauf den einen Weg, ich gehe den andern. Sie schrie sehr, denn sie wußte nicht, was geschah; sie ging hinter ihm her, und erst mit schweren Drohungen brachte er sie auf ihren Weg zurück, den sie gehen sollte. Sie ging nun, bis sie an ein Städtlein kam, wo Soldaten exerzierten. Sie bekam große Lust, wenn es irgend wie ginge, mit unter die Soldaten zu gehen. Sie begab sich nun zu einem armen Schneider, bat ihn um Männerkleidung, ließ ihm dafür die ihrige und zahlte ihm noch zu; auch ließ sie sich von ihm das Haar schneiden. Sie ging und wurde unter die Soldaten aufgenommen. Sie lernte so gut, daß sie nach einem Monat Gefreiter wurde; nach dem zweiten Monat wurde sie zum Appell gerufen, und der Höchste vom Militär las vor, daß sie zum Korporal avanciert sei. Nach einem Jahr wurde sie Major, worauf sie es sehr schnell zum General brachte.

Einst geht sie als General spazieren, und auf der ersten Wache präsentiert vor ihr ein Soldat das Gewehr. Sie erkannte aus der Ferne

die Gestalt ihres Mannes, kehrte nach Hause zurück und ließ schnell dem Soldaten sagen, daß er sich vor den General stellen möge. Der Ärmste erschrak, in der Meinung, daß irgend etwas bei ihm nicht in Ordnung sein könnte. In großer Angst ging er zum General, und als er hineingetreten war, fragte ihn dieser, woher er sei und wie er heiße. Sie sah nun, daß es in der That ihr Mann sei, und fragte weiter, ob er verheiratet wäre. Er erzählte ihr nun die Geschichte seiner Ehe, und sie erfuhr erst jetzt, was vorgegangen war. Sie fuhr nun, der Mann als Bursche des Generals, nach ihrer Heimatstadt, wo sie bei dem Juden, der sie nicht erkannte, abstiegen. Sie sind ein reicher Herr, — sagte der General während des Trinkens zum Juden — wenn das Gasthaus Ihnen im ganzen gehört. Der Jude meinte: Auch das Haus gegenüber gehört mir, und zwar habe ich es auf kunstvolle Weise erlangt. Worauf er die Art, wie er das Haus gewonnen, erzählte. Der General sagte nun, er müsse für kurze Zeit auf die Post, ging aber aufs Rathhaus und holte von dort drei Ratsherren. Er ließ sie neben sich Platz nehmen, wie wenn es seine Kameraden wären, und sie begannen zu trinken. Der General lud nun den lieben Juden ein, gleichfalls sich niederzulassen, und sagte: Herr Gastwirt, erzählen Sie nun Ihre Geschichte zu Ende. Er erzählte darauf alles von Anfang bis zu Ende. Die Herren hörten und schrieben alles nieder, wie sie es verabredet hatten. Karoline unterschrieb das Schriftstück. Dann nahm sie ihre Kleidung ab und zeigte ihrem Manne das Mal, das sie auf ihrem Körper hatte, und sagte: Ich bin dein Weib. Die Ratsherren urteilten, daß der Jude alles verloren und der Kaufmann alles gewonnen habe. Der Kaufmann nahm jedoch von des Juden Habe nichts an und begann mit seiner Frau ein glückliches Leben. Ähnlichen Verleumdungen schenkten sie keinen Glauben. Mit dem Juden lebten sie jedoch von dieser Zeit gleichfalls in guter Kameradschaft.

Das eben in vollständiger Ausführlichkeit mitgeteilte Märchen beansprucht, trotz der Dürftigkeit seiner Schilderung, das Interesse des Fokloristen, da es eine neue und nicht ungeschickte Variante der im Mittelalter so sehr beliebten Erzählung bietet, die durch Boccaccio und Shakespeare berühmt und einem weiten Kreise bekannt geworden ist. Dem großen dramatischen Dichter gab die Fabel den Stoff zu seiner Komödie Cymbeline, und Boccaccio schuf aus ihr eine seiner pikanten Novellen. Im Decamerone wie in Cymbeline wird der Verräter in einer Kiste in das Schlafgemach der Frau getragen, wodurch er Gelegenheit findet, die Einrichtung des Schlafzimmers kennen zu lernen, wie auch das geheime Zeichen an der Brust der Frau zu bemerken. Aus Boccaccio soll Sausovino seine wenig veränderte Novelle und Hans Sachs seine „Comedia von der unschuldig Frau

Genura“ geschöpft haben, welche letztere sehr genau alle Umstände und Namen aus der alten deutschen Übersetzung des Decamerone beibehält, mit Vermeidung dessen, was dem Sinn des deutschen Meisters zu frei und anstößig war.¹⁾

Es gereicht dem oberchlesischen Erzähler unbedingt zum Ruhme, daß er dem fremden Märchen einheimisches, sozusagen oberchlesisches Gepräge zu geben verstanden hat. Kaufmann, Student, Gastwirt, Dienstmädchen, General, Schildwache, Ratsherren — das sind alles einheimische, auch dem oberchlesischen Landmann, besonders einem, der in der Jugend beim Militär gedient hat, geläufige Begriffe und bekannte Persönlichkeiten. Durch das Abstreifen des fremdländischen wird es umso schwerer, die Quelle zu erkennen, aus welcher dieser Stoff nach Oberschlesien geflossen ist. Die ganze Erzählung zerfällt eigentlich in zwei Abschnitte, in den ersten, in welchem das, was dem Verrat vorangegangen ist, und dieser selbst mitgeteilt wird, und in den zweiten, der die Rechtfertigung der verleumdeten Frau und die Entlarvung des Übelthäters erzählt. Während nun die vielen vorhandenen Dichtungen, die sich diese Fabel zum Vorwurf genommen haben, den ersten Teil ziemlich ähnlich erzählen, weichen sie in der Lösung des Knotens vollständig von einander ab. Shakespeare verzichtet sogar in seiner Komödie Cymbeline auf den zweiten Teil überhaupt.

Eine der ältesten poetischen Gestaltungen unseres Märchens ist das von den Brüdern Grimm²⁾ mitgeteilte Gedicht „Von zwein Kaufmann“, eines sonst unbekanntem Dichters Ruprecht aus Würzburg, „das noch in die Wende der guten Zeit, d. h. die des 13. Jahrhunderts in das 14. fällt“. Der Inhalt dieses Gedichtes ist in gedrängter Kürze folgender: Bertram, der Sohn Gillams, heiratet Irmengart, die Tochter Gilots. Das junge Paar lebt in Liebe vereint längere Zeit. Bertram, der Kaufmann war, muß eines Tages in die Stadt Provins zur Messe fahren. Im Gasthaus bei Tisch spricht Bertram in lobenden Worten von seiner Frau, die zu Hause geblieben war. Der Wirt sagt ihm darauf: „Nun volgent mir und rümet si nit so sere, ez zimet euch anders eurer ere“. Es folgt darauf die Wette, bei der der Wirt sich anheischig macht, die Frau binnen eines halben Jahres zu verführen. Bertram reist nun für längere Zeit nach Venedig ab, der Wirt hingegen begiebt sich nach Verdun, wo Frau Irmengart geblieben war und treu wie Penelope der Rückkehr ihres Gatten harrete. Mit vielen Mitteln versucht der Wirt, die Gunst der jungen Frau zu gewinnen, was ihm aber nicht glücken will. Endlich entschließt sich Frau Irmengart, den zudringlichen Menschen durch eine List los zu werden. Sie zieht die Gewänder ihrer Magd Amelin an, diese verkleidet sich als Irmengart und gewährt dem

¹⁾ S. Brüder Grimm, Altdeutsche Wälder. B. I. S. 67.

²⁾ An angeführtem Orte S. 35—66.

fremden das gewünschte Rendezvous, bei dem sie ihm auch, so weit er es wünscht, entgegenkommt. Nach genossenen Liebfosungen schneidet der schöne Wirt der Magd, die er für Frau Irmengart hält, als Liebeszeichen einen Finger ab, und entfernt sich in dem Glauben, den besten Beweis dafür, daß er die Wette gewonnen, in Händen zu haben. Er veranlaßt dann den zurückgekehrten Bertram ein Festmahl zu geben, bei welchem er ihm den Beweis für die Untreue seines Weibes erbringen will. Natürlich ist dann der Wirt der Hereingefallene, denn Frau Irmengart zeigt ihre beiden unversehrten Hände.

Mehr Ähnlichkeit jedoch zeigt mit unserem Märchen der alte französische „Roman de la violette“, der gleichfalls aus dem 13. Jahrhundert stammt und den Francisque Michel mit erläuternden Anmerkungen und einer Einleitung herausgegeben hat. Hier ist der Bösewicht Eziard, Graf von Forest, der nach anderen mißglückten Versuchen die Dienerin der schönen Euryanthe dazu bewegt, daß sie durch ein Loch, das sie in die Wand gebohrt hatte, ihn in das Badezimmer der schönen Frau blicken läßt, wobei er sieht, daß die Frau ein bläuliches Mal an der rechten Brust besitzt. Die weitere Entwicklung der Geschichte ist jedoch eine ganz andere, und hat das oberschlesische Märchen in seinem zweiten Teil nichts mit der hier erzählten Lösung gemein.

Noch mehr schließt sich aber unsere Fabel der schon erwähnten Novelle von Boccaccio (die neunte Novelle des zweiten Tages) und einer Erzählung des bereits einige Mal genannten Maaßebuches an. Die Ähnlichkeit erstreckt sich hier nicht nur auf den ersten Teil, sondern auch auf den zweiten, in dem die Entlarvung des Übelthäters stattfindet. Auch bei Boccaccio ist es ein Muttermal an der Brust, das der vorgebliche Verführer im Schlafzimmer der Frau, von dieser unbemerkt, an ihr erspäht. Auch nimmt er sich einige Gegenstände, die der Frau gehören, mit, die als Beweis eines intimen Verkehrs dienen sollen. Die arme Frau, Zinevra, soll zur Strafe ihres vermeintlichen Verbrechens durch einen Diener getötet werden, der sie jedoch aus Mitleid leben läßt und ihr, damit sie leichter entkommen kann, Männerkleidung giebt. Unter dem Namen Sicurano de Final tritt sie in die Dienste eines Edelmanns und gelangt mit diesem nach Alexandrien. Der Sultan lernt den tüchtigen Diener kennen und verleiht ihm ein hohes Amt. Ein Zufall läßt sie den Verrat erfahren, dem sie die abenteuerliche Wendung ihres Schicksals verdankt, worauf sie es fertig bringt, daß auch ihr Mann nach Alexandrien kommt und — nachdem sie sich diesem zu erkennen giebt — erbringt sie auch den Beweis ihrer Unschuld.

Im Maaßebuch ist es ein Student, der die kühne Wette eingeht, daß er die Frau des Vicekönigssohnes von Portugal zum Falle bringen werde.

Durch eine treulose Dienerin kommt er in den Besitz und zur Kenntnis von „Wahrzeichen“, die ihn in den Augen des Mannes der Frau zum Sieger machen. Der Königssohn fährt nun — um die vermeintliche Untreue seiner Gemahlin zu bestrafen — mit ihr hinaus auf das Meer, „sie setzt sich in ein Schiff besunder un’ er setzt sich in ein Schiff besunder“. Als sie weit in das Meer hinausgekommen waren, nahm er ihr die Ruder weg und ließ sie in ihrem Kahne allein. Ein günstiger Wind treibt sie an die Küste eines fremden Landes. Sie beschafft sich dort Männerkleider, erhält eine Schreiberstelle in der königlichen Kanzlei, kommt dann bei dem König in so hohe Gunst, daß dieser sie zum Vicekönig von Portugal, ihrer alten Heimat, ernennt. Wie der neue Vicekönig dort anlangt, stellt sich ihm eine arme Witwe, die Mutter der Frau des Vicekönigssohnes, d. h. also die eigene Mutter des neuen Vicekönigs, vor und erzählt ihm, der Sohn des verstorbenen Vicekönigs habe ihre Tochter zur Frau genommen, diese sei aber plötzlich verschwunden. Der Vicekönig verspricht, ihr zur Auffindung derselben behilflich sein zu wollen. Er (d. h. also sie) läßt den Sohn des früheren Vicekönigs kommen und fragt ihn, wo seine Frau hingekommen sei. Der Sohn des Vicekönigs erzählt den ganzen Vorgang der Sache. Darauf wird der Student vorgeladen; dieser gesteht, woher er die „Wahrzeichen“ habe. Der Student wird zur Strafe gevierteilt. Der vermeintliche Vicekönig giebt sich zu erkennen.

Trotz der vielen Ähnlichkeiten mit den angeführten Bearbeitungen dieser Fabel, besonders aber mit der letzten Variante, zeichnet sich die oberschlesische Abart durch ihre Eigentümlichkeiten aus. Die Ereignisse sind hier weniger abenteuerlich, die Geschichte darum etwas trockener, der Hergang der Geschehnisse wird jedoch ganz folgerichtig und in logischem Zusammenhange erzählt. Wie schon erwähnt, gehört das Märchen zu den wenigen, denen es das fremde Gewand abzustreifen so ziemlich gelungen ist und die sich ganz in einem oberschlesischen Milieu abspielen. Bei den meisten Märchen, die bis jetzt bekannt geworden sind, ist das nicht der Fall.

Die Spinnstuben oder Rockengänge in Oberschlesien.

Von

Paul Lechmann, Tharnau bei Grottkau.

Wer mit offenem Sinne und Verständnis das Landleben belauscht, wer sich vertieft in das Gedanken- und Gefühlsleben der Volksseele, dem bietet sich ein reicher Inhalt des Interessanten dar, und der lernt besonders

in altfortgeerbten Sitten und Gebräuchen die Eigentümlichkeiten des Volkscharakters verstehen. Generationen sterben hin, aber der Geist ihres Daseins und Wirkens bleibt zurück für die nachwachsenden Enkelgeschlechter.

Zu den durch Jahrhunderte sich erhaltenden Sitten und Volksgebräuchen gehören in Oberschlesiens Gauen wohl auch die sogenannten „Spinnstuben“ oder „Rockengänge“, die in jüngster Zeit mehr und mehr aus den ober-schlesischen Dörfern zu verschwinden scheinen. In dem sich überhastenden Industrieleben der Gegenwart, das alle geistigen Kräfte des ober-schlesischen Volkes absorbiert, ist auch der Lebensinhalt des Volkes nach geistiger und gemüthlicher Seite hin ein anderer geworden. Die leibliche und geistige Erholung nach angestrenzter Arbeit, deren auch das Landvolk bedarf, wird heut auf andere Weise gesucht als früher. Verschwunden sind in den meisten Orten jene gemüthlichen Zusammenkünfte der jungen Leute beiderlei Geschlechts in der langen Winterzeit, wo die Feldarbeit ruht und oft die lange Weile die junge Welt in die Wirtshäuser treibt. Geblieben ist aber das Bedürfnis sich zu vergnügen, zu zerstreuen.

In manchen Gegenden Oberschlesiens bestehen indes auch heute noch solche „abendliche Zusammenkünfte“ der jungen Leute — der Burschen und Mädchen — eines Ortes, sobald die lange, bange Zeit des Winters kommt; man nennt diese gesellschaftlichen Vereinigungen „Spinnstuben“ oder „Rockengänge“. Freilich haben sich solche „Zusammenkünfte“ längst modernisiert und viel von ihrem gemüthlichen Charakter eingebüßt. Die alten Spinnstuben vergangener Zeit werden gar bald vollends dem Volksbewußtsein entschwunden sein. Es dürfte deshalb nicht unwillkommen sein, in folgenden Zeilen ein Bild jener ehemaligen „Rockengänge“ vorzuführen zu sehen.

Wer da will, folge mir also im Geiste in eine der „ober-schlesischen Spinnstuben“, wie solche einstens gebräuchlich waren

Die winterliche Tagesarbeit in Hof, Scheuer und Stallung ist mit dem Abendläuten vollbracht; der „feierabend“ hat in der Wirtschaft begonnen. Mittlerweile ist es 6 oder 7 Uhr geworden. Die Töchter der Bauernleute säubern sich, ordnen Haar und Kleider, greifen zum Rocken und Spinnrädchen — sonderbarer Weise in manchen Orten „Geist“ genannt — und begeben sich zur „Spinnstube“, die sich entweder in einem der Bauernhäuser oder auch im Hause einer „ärmeren Witwe“ befindet. Ist die Spinnstube in einem Bauernhause, so ist die Hausfrau gewöhnlich daheim, die „Mannsleute“ sind entweder in die Dorfschenke oder sonst wohin zu Besuch gegangen, öfters auch haben sie die „Siedekammer“ neben dem Pferdestalle aufgesucht — besonders die Knechte und jüngeren Söhne — um zu spielen oder zu schlafen. Die „Spinnstube“ ist meist mit einem

langen Kienspan (auf langem Leuchter) erleuchtet. Öfter auch hängt an Stelle der früheren Thranlampe eine Petroleumlampe an der Wand. An den Wänden der ziemlich großen Stube stehen die Bänke. In den Ecken oder in der Nähe des unfrörmlichen Kachelofens stehen einige primitiv gearbeitete Brettstühle oder Schemel. In der Mitte des Zimmers befindet sich der braune oder rote Tisch, gewöhnlich am Abende mit einer grellbunten Decke überzogen.

Fast mit dem Glockenschlage der bestimmten Stunde erscheinen die Dorfschönen. Von der Roccenmutter freundlich begrüßt, entledigen sich die kräftigen, drallen Mädchengestalten der schützenden Hüllen — der Tücher, Hauben und Pelzmützen — und nehmen ihre Plätze auf den Bänken ein. Sind alle versammelt, so geht es mit Eifer an die Arbeit, um die von der gestrengen Mutter aufgegebenen Zahl oder Zaspel fertig zu bringen. Bald steht vor jedem Mädchen der Rocken; die Rädchen surren und schnurren, die Spindel dreht sich, und die flinken Finger, die von Zeit zu Zeit mit Speichel oder auch Wasser angefeuchtet werden, ziehen aus dem Wocken oder Rocken die goldgelbe Faser des Flachses. Nicht alle Mädchen spinnen aber das gleiche Material, die jüngeren verarbeiten nur das gröbere Werg. Das feinere Gespinnst, aus den Flachsfasern, nennen die Spinnerinnen Kleingarn, das aus dem Werg gewonnene Tochte oder kurz Docht.

Während der emsigen Arbeit kommt allmählich auch die Unterhaltung in Fluß. Die schnellen Jünglein der Dorfschönen bewegen sich wie Weberschiffchen ohne Ruh und Rast im Mündchen hin und her; denn es giebt gar viel zu erzählen. Die tagsüber erlebten oder gehörten Neuigkeiten werden ausgetauscht; die Dorfvorkommnisse werden besprochen, kurz, an ausgiebigem Stoff zur Unterhaltung fehlt es nicht. Während die Spinnerinnen gemächlich ihr Plappermündchen gebrauchen, sitzt die würdevolle Roccenmutter als Präsidentin der lustigen Versammlung auf ihrem Schemel. Sie ist mit einer leichten Arbeit beschäftigt; zuweilen sucht sie durch einige Worte die öfter ausgleisende Unterhaltung des jungen Frauvolkes in die gehörige Richtung zurück zu leiten; meist hantiert sie indes am Kachelofen oder im Geschirrschrank, oder sie klettert gar auf die Rundung des in der Stube sich befindenden Backofens. Haben die Mädchen die gehörige Zaspel voll gesponnen, so schütteln sie die Schewen — die Holzigen Teile der Flachsfasern — vom Schoße . . . Nun wird gesungen. Eine mit guter Stimme begabte Vorsängerin stimmt das „Versel“ an; bald fällt der Chor der Mädchen ein. Im Liede liegt des Volkes Gemüt und Seelenleben; es ist besonders als Volkslied der Ausdruck der Herzensstimmung, und gern wird es von der Jugend des Landes gesungen bei geselligen Zusammenkünften. Darum giebt es in den Spinnstuben der alten Zeit keinen Spinn-

abend ohne Lied und Gesang. Haben die Spinnerinnen mehrere weltliche „Gesänge“ probiert, dann setzen sie ihre muntere Plauderei fort. Und so vergeht ein Stündchen. Da klopft es von draußen an's Fenster. Die Mädchen fahren froh erschrocken zusammen, kichern und blinzeln verstohlen nach dem Fenster hin.

Das Klopfen wiederholt sich; es ist das Signal von der Ankunft der Burschen oder Liebhaber der Schönen.

Jetzt klinkt es an der Hausthür. Sie öffnet sich behutsam. Der Mädchen Augen leuchten und sind erwartungsvoll nach der Stubenthür gerichtet, die Wangen glühen in purpurner Röte. —

Draußen entsteht ein Gemurmel. Die Stubenthür springt auf, und herein kommen fünf, sechs und mehr Kerngestalten: es sind die von den Mädchen bevorzugten Bauernsöhne des Dorfes. Im Munde tragen sie die kurzen Holz- oder Thonpfeifen oder wohl gar eine Cigarre. Der eine oder der andere thut etwas verlegen und linksch.

Die Schönen flüstern und kichern. Sie versuchen ernst zu scheinen und setzen ihr Spinnrädchen wieder in surrende Bewegung. Die Burschen werfen einander verständnisvolle, ermunternde Blicke zu. Da läßt sich die freundlich einladende Stimme der würdevollen Rockenmutter vom Präsidenschemel her vernehmen. Die Burschen stoßen einander an und räuspern sich, und der Anführer antwortet auf die Begrüßung mit einem Witzworte. Es kommt Leben in die Gesellschaft, und Scherz und Lachen bekunden, daß ein fröhliches Völkchen in Lieb' und Freundschaft versammelt ist. Nun erhebt sich der eine oder andere Bursche von der Bank am Kachelofen, auf der er sich beim Eintritt plaziert hatte, und umgeht den Kreis der holden Schönen. Die andern folgen gar bald, und ehe man es sich versieht, sitzt jeder der Burschen bei seinem Schätzchen. Die Mädchen versuchen weiter zu singen, und die Burschen begleiten mit markiger Stimme den Gesang. Scherz- und Koseworte, treffende Sprüchelchen und Witze und neckende Verschen fliegen von Mund zu Mund.

Pärchen sitzt an Pärchen; manchmal freischt eine der Spinnerinnen laut auf, denn ihr Bursche hat ihr etwas in's Ohr geflüstert, das zum Lachen reizt.

Während des Spinnens achten die Burschen darauf, ob den Mädchen nicht der Faden reißt. Die Liebhaber versuchen alle Manipulationen, um es dahin zu bringen, daß das Fädchen den Fingern der Spinnerinnen entfährt oder daß das Rädchen stille steht. Reißt der Faden, so erwischt der Bursche den Rocken und läßt diesen verschwinden. Er giebt denselben nicht eher zurück, als bis er von seinem Mädchen einen Kuß erobert hat Unterdeß ist wieder ein Stündchen vergangen. Es tritt jetzt eine Pause

in der Arbeit ein. Die Mädchen stellen den „Geist“ beiseite und verlassen auf ein Weilchen die Stube. Paarweise schreiten sie auf der Dorfstraße einher oder besuchen wohl gar eine der nächsten Spinnstuben, um dort mit anderen Freundinnen zu plaudern. Manche der Dirnlein verschwinden auch wohl auf kurze Zeit von den Kameradinnen und begeben sich zum Dorfkrämer, wo sie etwas „Leckriges“, d. h. ein Backwerk oder sonst etwas „Schmackhaftes“ kaufen. Die Burschen sind in der Spinnstube zurückgeblieben. Sie treiben allerlei Unfug und Schabernack, machen die verschiedensten Kraftproben mit Händen und Füßen, hänseln einander, schmauchen ihre Pfeifen und verstecken ihren Mädchen die Spinnrädchen oder üben sonst allerhand Mutwillen aus. Die Rockenmutter bewahrt in all dem Trubel eine stoische Ruhe; sie hat alle Hände voll zu thun; denn sie muß den Kaffee kochen und den Tisch decken. Mit geschäftiger Eile setzt sie die beblumten und mit Sprüchlein versehenen Tassen zurecht, gießt den duftenden braunen Trank aus einem unförmlich großen Topf in den weißen Kaffeekrug und legt Semmel oder Hörnchen auf die Blumteller.

Nach einer Weile kehren die Mädchen in die Stube zurück. Sie lassen sich an dem Tisch nieder, und neben ihnen machen es sich die Burschen bequem. Die Rockenmutter schenkt ein und behaglich schlürft man den Kaffee. Wieder wechseln Witz und Scherzreden. Nachdem so und soviel Täßchen Kaffee hinunter geschluckt worden sind, setzen sich die Mädchen abermals an ihr Spinnrad, um fleißig zu sein. Wieder wird gesungen; die Burschen paffen ihre geliebte Pfeife. Ein Weilchen geht das so fort. Einige der Burschen stecken die Köpfe zusammen und halten im flüsternden eine geheimnisvolle kurze Beratung. Endlich verschwindet der jüngste der Burschen — die Mädchen wechseln bedeutungsvolle Blicke mit einander, denn sie wissen aus dem ganzen Gebahren der Liebhaber, daß etwas Lustiges im Werke ist; die Burschen schmunzeln verschmitzt, aber sie hüten sich, etwas zu verraten.

Jetzt schlägt der Anführer der Burschen ein Scherzspiel vor; es wird von den andern gern acceptiert. Sogleich rückt man Tisch und Schemel und Bänke beiseite, die Spinnrädchen verschwinden in irgend einem Winkel oder in der Nebenkammer, und die jungen Leute stellen sich in Positur, und nun kann's — wie man sagt — losgehen.

Es wird ein Pfänderspiel aufgeführt. Beim Auslösen der Pfänder erhält dann mancher Bursche von seinem Mädchen ein „saftiges Mäulchen“, d. i. einen süßen Kuß. Sehr beliebt sind gerade diese Pfänderspiele unter den jungen Leuten, die darin recht ihre gegenseitige Herzensneigung im „süßen Schmatzen“ zum Ausdruck bringen können. . . . Noch sind die jungen Leute im Spiele, da meldet der jüngste der Burschen die Musik.

Hinter ihm schreiten in's Zimmer ein paar kleine Dorfgeiger, die eben erst über die ersten Schwierigkeiten der edlen Geigerkunst notdürftig hinaus sind. Mit Freuden werden sie begrüßt. Sorgsam eilt die Rockenmutter herbei, und die armen kleinen Schelme werden oben auf der warmen Rundung des Backofens untergebracht. Oben angekommen, stimmen sie ihre Instrumente — unten feierliche, erwartungsvolle Stille! — Mit einem kräftigen Takttritt des Fußes beginnen die Geiger ihr Stückchen — die Quietschklaffen von Geigen wimmern melodisch und unmelodisch, wie's eben kommt und wie man's nimmt. Das dudelt und summt und rutscht und schleift, daß einem die Gehörnerven weh thun; aber den Pärchen gefällt die Musik; sie sind sehr erbaut davon, und die schmucken Mädchen drehen sich mit ihren Partnern hurtig im Kreise, und:

„Sie tanzen rechts, sie tanzen links
 Und lieblich von der Fiedel klingt's —
 Und alle Köcke fliegen —
 Sie werden rot, sie werden warm
 Und ruhen atmend Arm in Arm . . .“

Aber auch die Geiger sind in Schweiß geraten; die Tropfen rollen ihnen von den Wangen; aber sie gönnen sich nicht Ruh und Rast, und Stück um Stück wechselt; doch die stämmigen Burschen werden nicht müde, und die drallen Mägdlein spüren schon gar keine Erschlaffung oder Mattigkeit. Bei besonders beliebten Tanzstückchen schlagen die Burschen mit den Absätzen oder auch Stiefelschäften aneinander und markieren so den Takt. Die Tänzerinnen kreischen lustig auf vor lauter Wohlgefühl und Wonne. Aber auch ein guter Trunk erhöht noch das Vergnügen des Abends. Auf dem Tische stehen zierliche, gefärbte Gläschen, aus ihnen nippen von Zeit zu Zeit die erhitzten Tänzerinnen; die Burschen haben für ihren Magen eine stärkere Sorte des Likörs besorgt, dem sie tapfer zusprechen.

Während des Tanzes ist der Jüngste abermals verschwunden. Plötzlich erscheint er wieder — geduckt und ächzend tritt er in die Stube; auf der Schulter prangt ein fäßchen Bayrisch Bier. Einer der Burschen nimmt dem Träger die Last ab; das fäßchen wird in einen Winkel gestellt, und nun beginnt der Anstich. Das schäumende Getränk wird von Männlein und Fräulein mit Behagen vertilgt. Auch die Musikanten auf dem Backofen erhalten ihr Tränklein. Ist der Musiker ein Harmonikazieher, wie solche früher oft in den Dörfern zur Winterzeit in den Spinnstuben aufspielten — so bekommt er als Labung ein schärferes „Getränk'l“, nämlich Branntwein; auch eine Cigarre oder doch wenigstens die Stummel der Cigarren erhält der „Harmonikamann“ von den Burschen.

In vielen Spinnstuben früherer Zeit spielten auch oft die „fahrenden Fräulein der Harfe“, ja in manchen Dörfern schlägt in den „Rockengängen“ auch heute noch irgend eine alte Frau das sogenannte „Hackbrett“, ein gar primitives Holzinstrument, das von den Fingern der alten „Künstlerin“ mit Virtuosität bearbeitet wird; die Töne werden mit Hämmern hervorgehört. Schreiber dieses hatte noch des öfteren das Vergnügen, wenn er eine Spinnstube besuchte, die seltsamen Töne des eigenartigen Holzinstrumentes zu hören; denn vor vierzig, fünfzig Jahren waren diese „Hackbretter“ beim Volke noch beliebt. . . . Ist der Tanztrubel recht groß, dann geht wohl mancher Groschen für Getränke und Eßwaren, für Cigarren und sonstige Sachen drauf; und auch die Musikanten werden reichlich bezahlt.

Interessant ist es, bei den verschiedenen Tänzen und Tanzarten die Posituren der einzelnen Gestalten zu betrachten. Der eine Bursche steigt so gravitätisch und ernst mit seiner Partnerin im Kreise herum, als gäbe es keinen feierlicheren Aktus wie das Tanzen in diesem Leben. Wieder ein anderes Paar hält sich so fest umschlungen, daß beiden der Atem auszugehen droht. Ein drittes Pärlein kann's schon gar nicht mit einander treffen, denn während das Männlein aufwärts hopst, zerrt das Fräulein nach unten, und hüpfst sie wie ein Häslein nach oben, so duckt er sich wie ein Murrkaterchen nach unten. Gewiß, der Tanz hat seinen Charakter, und man könnte fast mit Recht sagen: wie einer tanzt, so lebt er, so ist sein Naturell. Es ist ein amüsanter Anblick, die tanzenden Paare zu betrachten:

„Da hebt sich der Schenkel, da wackelt das Bein,
Geberden da giebt es vertrackte;
Da klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.“

Hauptsache aber bleibt, daß man sich auf seine Weise vergnügen kann, wenn's manchem Pärchen auch ein bißchen Anstrengung kostet. In's Tanzvergnügen wird auch die Rockenmutter hinein gezogen. Sie wird überhaupt von den Burschen gar sehr „ästimiert“ und muß öfter einen „Staten“ (Langsamen) tanzen.

Sind die Paare müde, dann steigt der Musikant auf ein Zeichen des „Jüngsten“ vom Backofen hernieder, erhält seine Bezahlung und tritt nach Hause.

Aber nicht alle Abende wird getanzt. Ist die Witterung schön, so verläßt man die Spinnstube, und die Pärchen ergötzen sich im freien. Männlein und Weiblein gehen auf's Eis „kacheln“, d. h. sie gleiten pfeilgeschwind entweder einzeln oder paarweise auf der glatten Eisfläche des Teiches oder eines Grabens hin. Auch auf Schlitten, welche die Burschen

lenken oder ziehen, wird gefahren. Oft auch begeben sich die jungen Leute auf einen Berg oder auf abhängige Stellen und von dort aus fahren sie mit Jubel und Jauchzen wieder und immer wieder im saufenden Fluge hinunter. Daß dabei die Schlitten öfter umkippen und die Pärchen in den Schnee purzeln, gehört sozusagen zum Pläfler. Sind die jungen Leute desfahrens und Dahingleitens auf der Eisfläche satt, so führt jeder Bursch sein Mädchen in die Spinnstube zurück. Daß es bei den Paaren ohne Gefose nicht abgeht, ist selbstverständlich; daß auch Ungezogenheiten und manchmal Schlimmeres vorkommen kann, ist nicht zu leugnen. Aber im ganzen spielen doch harmlose Vergnügungen bei den „Rockengängen“ die Hauptrolle, und nur selten verstoßen diese „Spinnstuben-Vergnügen“ gegen die Moral.

Zu unterscheiden sind die „Spinnstuben der Bauernsöhne und Töchter“ und die der „Knechte und Mägde“.

Beide Arten sind streng von einander geschieden. Gewöhnlich beginnen die Spinnstuben im Monat November, und die Zusammenkünfte dauern bis in die Fastenzeit hinein. In der Faschingszeit feiert jede Spinnstube ein außerordentliches Fest, bei welchem die Mädchen ihre Burschen frei halten müssen.

Mehrere Spinnstuben halten im Fasching wohl auch hier und dort einen „Ball“ im bekränzten Dorfkretscham ab . . .

Die Spinnstuben der heutigen Zeit ähneln den früheren „Rockengängen“ nur noch wenig. Bald dürfte die Zeit kommen, wo sie überhaupt ganz aus dem Dorf- und Volksleben verschwinden.

Die Industrie Oberschlesiens und ihr Einfluss auf Schulerziehung und Unterricht.*)

Von

J. Rieger, Rektor in Lipine.

I.

Bis in die neueste Zeit bildete die Landwirtschaft die unbestrittene Grundlage für alle Erwerbsverhältnisse. In unseren Tagen geht eine gewaltige Umwandlung in dem inneren Gefüge unseres deutschen Volkes vor sich. Eine blühende Industrie wächst überraschend schnell in unserem Vater-

*) Die in dem Aufsatz ab und zu vorkommenden statistischen Angaben geben den Stand von vor ungefähr 5 Jahren wieder.

lande empor, die von der allgemeinen Gunst getragen wird. Der Gelehrte wie der Mann der Arbeit wendet sich ihr zu; die Ergebnisse der Naturforschung, der Triumph der Technik, die Unternehmungslust des Kaufmanns, die Macht des Kapitals, vor allem aber die Jugendkraft des neuen Deutschen Reiches — das alles kommt der Industrie zu Gute. Was Wunder, wenn sie wie über Nacht eine Macht geworden ist, die das Staunen des Auslandes hervorruft. Deutschland entwickelt sich immer mehr zu einem Industrie-Staate und bedroht bereits England in seiner industriellen Alleinherrschaft. Diese Thatsache allein muß jeden wahren Freund des Vaterlandes erheben. Denn der Nutzen, den die Industrie der Gesamtheit bringt, ist ungeheuer; sie erschließt die Schätze des vaterländischen Bodens, sie führt eine vollständige Ausnutzung der Rohstoffe herbei, sie bringt Bequemlichkeit und Erleichterung durch Maschinen, sie verschafft gegen 15 Millionen Menschen das tägliche Brot, sie macht uns viele Völker auf friedlichem Wege tributpflichtig und steigert endlich die wirtschaftliche Entwicklung.

Leider aber sind die rein praktischen Tendenzen der Industrie für die allgemeine Kultur nicht ohne Schaden. Von unliebsamen Begleiterscheinungen einer aufstrebenden Industrie, wie Gründungssucht und Börsenspekulation in industriellen Wertpapieren unter Vernachlässigung der soliden Staatspapiere, den Gefahren einer Überproduktion, die einen Rückschlag nach sich zu ziehen pflegt, der dem Nationalwohlstande unheilbare Wunden bereitet, soll hier abgesehen werden.

Der Aufsatz will sich bloß mit denjenigen Störungen und Schwierigkeiten befassen, mit denen die Schule in Oberschlesien in mannigfacher Hinsicht zu kämpfen hat. Der Frage, inwieweit die Industrie einen Einfluß auf die Schule ausübt, wird naturgemäß in den meisten Industriegegenden Deutschlands von allen Seiten ein verständnisvolles Interesse entgegengebracht. Wenn unser liebes Oberschlesien in gewisser Beziehung darin etwas zurückbleibt, so ist dies natürlich, weil hier die Industrie trotz des beispiellosen Aufschwungs erst in der Jugend ihrer Entwicklung steht. Dessen ungeachtet sind ihre Einwirkungen auch auf die Schule so schwerwiegender Natur, und häufig derart, daß dieselben der Schulerziehung und dem Unterricht hindernd entgegenreten. Es ist deshalb an der Zeit, der Industrie unserer Heimat nach dieser Richtung hin ernste Aufmerksamkeit zu schenken, um so mehr, als gerade ihre Schattenseite noch verstärkt wird durch die eingekerkelte Lage und die Größe des Bezirkes, die geringe Durchschnittsbildung des ober-schlesischen Arbeiters und die mißlichen Sprachverhältnisse.

Oberschlesien ist hier ohne Zweifel im engeren Sinne aufzufassen und darunter die Kreise Beuthen (Stadt und Land), Königshütte, Zabrze, Carnowitz und teilweise Gleiwitz zu verstehen, welche eine flach wellenförmige

Hochebene bilden und infolge ihrer Bodenverhältnisse eben den Namen „Oberschlesien“ erhalten haben. Mehr noch hat sich im Volke die Bezeichnung „oberschlesischer Industriebezirk“ eingebürgert. Dieser Bezirk steht im auffälligen Gegensatz zu anderen Teilen der Provinz. In ununterbrochener Kette reihen sich von Gleiwitz an meilenweit hinunter Häuser an Häuser, Kolonien an Kolonien, Gruben an Gruben, Schächte an Schächte, Fabriken an Fabriken, Hütten an Hütten. Zwischen den Hütten und Gruben liegen die volkreichsten Ortschaften, teils dicht gedrängt, teils weithin zerstreut, überragt von hohen Schornsteinen. Wohin das Auge schaut, erblickt es menschliche Wohnungen und ein lebendiges Treiben. Nach allen Richtungen durchschneiden Kunststraßen und Schienenwege das Land. Keine Straße, kein Weg ist leer von Menschen, überall sieht man Mengen fleißiger Arbeiter. Tausende und abertausende durch Ruß, Rauch und Kohlen geschwärzter Menschen wimmeln wie Ameisen durcheinander, schreiend und lärmend, und regen geschäftig die schwieligen Hände. Das ist schaffende, ringende, schwere und ernste Arbeit, und dieses Leben regt sich beständig, an Wochen- und Sonntagen, tags und nachts. Sobald die Sonne untergeht, beginnen helle Feuerzeichen den Himmel zu röten. Weithin leuchten die roten Feuer der Koksöfen, dazwischen die bläulichen Flammen der Hochöfen und das blendend weiße, elektrische Licht. Der ganze Himmel strahlt über Gleiwitz, Zabrze, Morgenroth, Königshütte, Kattowitz und der Laura-hütte glührot hell, als ob unter ihm die Flammen entfacht wären und die Erde mit all ihren Sorgen und Leiden versengen wollten. Ringsum erheben sich schwarze Rauchwolken am Horizont, welche das unnatürlich anmutige Bild gleichsam einnahmen. Zwar begegnet man auch Wäldern und Wiesen, doch wie ganz anders sieht dies alles aus, als man es sonst zu sehen gewohnt ist. Der Wald zeigt nur an einzelnen Stellen schwarz beräucherte, verkrüppelte Nadelbäume, welche ohne Zweifel Überreste früherer großer Waldungen sind. Denn hie und da zeugt noch eine mächtige, aber vertrocknete Eiche oder ein dicker Buchenstumpf von verschwundener Waldespracht. In den dünnen Wäldern kommen meist nur Kiefern und Fichten vor. Doch sind auch Birke und Pappel fast überall anzutreffen, und diese beleben mit ihrem hellen Laub die eintönigen Nadelwälder. Mit Wehmut bemerkt der Naturfreund, wie die Singvögel nach und nach die Gegend meiden, dagegen widerliche Schreivögel, wie z. B. die Mauer- und Hausschwalbe, ihren Einzug halten. Zwischen den Industrieorten liegen vielfach unbepflanzte Ländereien. Nur hie und da hat die fleißige Hand versucht, dem Boden etwas abzugewinnen. Ein Stückchen Feld mit Kartoffeln, Kraut oder magerem Roggen ist dagegen häufiger anzutreffen.

Daß grade Oberschlesien das Land der Industrie ist, verdankt es

der inneren Bodengestaltung. Unter den Schichtengliedern, welche an dem Aufbau des oberschlesischen Landrückens beteiligt sind, ist keines, welches nicht ein für die Industrie wichtiges Fossil darböte. Es finden sich von den älteren zu den jüngeren Formationen fortschreitend: Steinkohle, Sandsteine, Letten, Kalksteine, silberhaltige Blei-, Zink- und Eisenerze, Schwefelkiese, Ziegelthon, Lehm, Kies und Sand. Am wichtigsten für die Industrie sind natürlich: Steinkohlen, Eisen-, Blei- und Zinkerze, Kalkstein und Lehm.

Die Grundlage aller Industrie, gleichsam das belebende Element derselben, ist die Steinkohle. Das oberschlesische Steinkohlenlager ist mit einem liegenden Riesenbaume zu vergleichen. Die Wurzeln dieses Kohlenbaumes liegen in Russisch-Polen, der Stamm beginnt zwischen Kattowitz und Myslowitz und reicht bis Gleiwitz. Die größte Stärke erreicht der Stamm zwischen Königshütte und Zabrze; er sendet nicht nur nach den Seiten, sondern auch nach oben und unten hin mächtige Äste und Zweige. Darin nun, daß die zahlreichen Steinkohlengruben den Hütten zum Ausschmelzen der Erze billige Heizstoffe liefern, darin liegt ihre hohe Bedeutung für die mächtig aufblühende oberschlesische Industrie. In der Nähe der stark bevölkerten Orte Zabrze, Königshütte und Beuthen liegen die drei größten oberschlesischen Steinkohlengruben: „Königin Luise“, „König“ und „Paulus-Hohenzollern“. Nicht weniger als 200 riesenhafte Dampfmaschinen mit über 18 000 Pferdekräften fördern in einem Jahre 6 Millionen Tonnen dieser schwarzen Diamanten zu Tage, das ist ein Viertel aller oberschlesischen Kohle, die von den an sechzig im Betriebe befindlichen Gruben gefördert wird. Die drei Gruben beschäftigen zusammen gegen 16 000 Bergleute. Die bedeutendste unter ihnen ist die „Königin Luise-Grube“ bei Zabrze. Die höchste tägliche Förderung aus ihren sieben großen Förderschächten betrug aus einer Tiefe von 250 m 10 000 Tonnen. Eine respectable Leistung, die bis jetzt wohl noch keine andere Grube erreicht hat! Sie ist somit nicht nur die bedeutendste Steinkohlengrube Oberschlesiens, sondern sie gehört ohne Zweifel zu den größten Gruben der Erde. Aus diesem Grunde müssen wir uns noch etwas bei ihr verweilen.

Die Königin Luise-Grube liegt am Eingange des Oberschlesischen Industriebezirkes, breitet sich zwischen den Ortschaften Ruda und Dorotheendorf aus und zerfällt in das West-, Ost- und Südfeld, welche durch Stollen der verschiedensten Richtung mit einander verbunden sind. Einer derselben, der „Schuckmannstollen“, hat die gewaltige Länge von 7 Kilometern. Die Kohlenflöze dieser Grube erreichen hier die mächtige Stärke von 3 bis 9 m. Das gesamte Grubenfeld umfaßt mehr als $\frac{1}{2}$ Quadratmeile; davon besitzt die Grube auch 860 ha Oberfläche. Die Grube ist aus kleinen Anfängen entstanden. Nachdem der Berggeschworene Isaac in Beuthen im Sommer 1790 die Örtlich-

keit ausgesucht hatte, wurden nach einander gegen 70 Bohrversuche gemacht, bei welchen man in der Nähe von Zabrze, Zaborze, Paulsdorf, Poremba und Ruda auf gute Steinkohle stieß. Im Jahre 1795 waren nur 45 Bergleute beschäftigt, welche gegen 4000 Tonnen Kohle förderten. Dem jungen Unternehmen stellten sich jedoch bald eine Reihe erheblicher Schwierigkeiten entgegen, gegen welche $\frac{1}{2}$ Jahrhundert lang gekämpft werden mußte, ehe die spätere großartige Entwicklung möglich war. Aus jener Zeit ist erwähnenswert die Anlegung des großen Wasserstollens, der erst im Jahre 1868 fertiggestellt wurde und in einer Länge von 15 000 Metern Zabrze mit Königshütte unterirdisch verbindet. Bei der Fertigstellung dieses Riesenstollens, „Hauptschlüsselerbstollen“ genannt, stieß man auf zahlreiche recht ergiebige Flöze, die man zu einem Grubenwerke vereinigte und im Jahre 1811 mit dem Namen der unvergeßlichen Königin „Luise“ bezeichnete. Durch den genannten Stollen sollten die starken Wasserzuflüsse der Grube abgeleitet werden; bald verlängerte man denselben bis Gleiwitz, machte ihn schiffbar und schaffte über ein Jahrzehnt mittelst Boot die Steinkohle nach Gleiwitz, wo sie entweder in der königlichen Hütte verbraucht oder auf dem Klodnitzkanal weiter befördert wurde.

Die zweitgrößte Grube ist die „Königsgrube“ bei der Stadt Königshütte. Auch sie wurde um dieselbe Zeit gegründet wie die Königin Luise-Grube, und die Vorarbeiten gelangten ebenfalls durch den Berggeschworenen Isaac in Beuthen zur Ausführung. Ihr Anfang ist an der Stelle zu suchen, wo heute das Eisenbahnstations-Gebäude in Königshütte steht.

Die drittgrößte Steinkohlengrube, „Paulus-Hohenzollern“, liegt im Landkreise Beuthen. Sie ist im Besitz der Gräfin Schaffgotsch und vereinigt die früheren Gruben bei Godullahütte, Schomberg und Orzegow zu einem Ganzen. Das Grubenfeld umfaßt 1828 ha und liefert bei einer Förderung von $1\frac{1}{5}$ Millionen Tonnen jährlich noch auf reichlich 100 Jahre Kohle. Die „Hohenzollern-Grube“ gehört zu den besteingerichteten Gruben Oberschlesiens; sie bietet viel sehenswertes und wird daher von vielen Fremden befahren. Schon im Jahre 1883 wurde eine elektrische Grubenbahn zur Förderung der Kohlen angelegt, welche täglich 2000 Wagen, von denen jeder etwa mit 10 Ctr. Kohle belastet wird, befördert. Auch eine elektrische Kettenförderung ist eingerichtet.

Der nächst wichtigste Faktor in der heimatlichen Montanindustrie ist die Eisenhütte. Den Löwenanteil der oberschlesischen Eisen-Erzeugnisse stellen die Eisenwerke: „die Königshütte“, „die Laurahütte“ und die „Friedenshütte“.

Die umfangreichen Fabrikanlagen der Königshütte nehmen einen großen Teil der gleichnamigen Stadt ein. Der Fremde erkennt bei Besichtigung derselben sofort das weite Gebiet, das dieses mächtige Eisenwerk einnimmt,

denn die vielen, unausgesetzt Dampf und Rauch emporballenden Schornsteine machen es kenntlich. Die Königshütte ist das großartigste und älteste Werk Oberschlesiens. Die ersten Grundstücke zur Anlage der Hütte wurden im Jahre 1798 von den Rittergütern Mittel-Lagiewnik, Nieder-Heiduk und der Gemeinde Chorzow erworben, sie umfaßten damals nur etwa 7 ha. Nachdem im Jahre 1802 zwei Hochofen angeblasen worden waren, wurden im Jahre 1809 noch zwei Hochofen in Betrieb gesetzt. Dazu kamen bis zum Jahre 1858 noch vier Hochofen, gegen 70 Koksöfen und zwei Gasreinigungsfloßöfen. Im Jahre 1859 wurden auf der Königshütte $\frac{1}{4}$ Millionen Ctr. Roheisen erblasen. Die Zahl der Arbeiter betrug 835. Als ein besonderer Teil der Hütte entwickelten sich die neu angelegten Stahl- und Walzwerke, welche zur Verarbeitung des von den Hochofen erblasenen Roheisens errichtet wurden. Durch die Entwicklung der Königshütte und der schon erwähnten Königsgrube entstand nach und nach eine bedeutende Ortschaft, die man Königshütte nannte; diese zählte 1852 nur 4500 Einwohner. Nach Vereinigung verschiedener Kolonien wurde Königshütte am 18. Juli 1868 unter König Wilhelm I. zur Stadt erhoben. Seit dieser Zeit hat in der genannten Stadt eine Zunahme der Bevölkerung stattgefunden, die sich nur mit dem schnellen Wachsen mancher amerikanischen Städte vergleichen läßt.

Während die Königshütte mehr Flußeisen und Stahl erzeugt, stellt ihre jüngere und kleinere Schwester, die Laurahütte, vornehmlich Schweiß-eisenfabrikate her. Darin liegt ihre Bedeutung.

Die Laurahütte wurde 1835 vom Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck durch den englischen Hüttenmann Talbot erbaut und ist eines von den ober-schlesischen Werken, die von Anfang an ihren Betrieb auf Steinkohlenfeuerung basierten. Am 1. Juli 1871 ging sie in den Besitz der „Vereinigten Königs- und Laurahütte, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb“ über. Dieser mächtigen Gesellschaft verdankt sie ihre heutige Entwicklung und Vervollkommnung.

Das zeitgemäße Walzwerk Oberschlesiens besitzt wohl die Friedenshütte im Stadtkreise Beuthen O.S. An der Ortschaft Friedenshütte kann man sich ein Bild von der Gründung und raschen Entwicklung eines ober-schlesischen Industrieortes machen. Ungefähr in der Mitte eines unweg-samen Waldes gründet man um das Jahr 1840 kleine Schmelzereien mit noch nicht 50 Arbeitern. Schon nach wenigen Jahren vergrößert man den Betrieb, erweitert die primitiven Fabrikanlagen, in denen man auch Gefangene beschäftigt. Als diese sich nicht bewähren, zieht man neue Arbeiter heran. Bald stellt sich das Bedürfnis nach einer Schule heraus, eine Privatschule wird gegründet, die dann — 1851 — in eine öffentliche Schule

umgewandelt wird. Mehr als ein Jahrzehnt genügt für die wenigen Kinder nur eine Lehrkraft, bis Ende der 60er Jahre ein gewaltiger Aufschwung erfolgt. Aber weit und breit findet sich noch keine Pfarrkirche vor. Erst 1869 erhält Friedenshütte mit Eintrachthütte zusammen ein neues Pfarrsystem mit einem Betsaale in letzterem Orte. In den Jahren 1881 bis 1889 entwickelt und vergrößert sich das Eisenwerk Friedenshütte derart, daß sich die Einwohnerzahl des gleichnamigen Ortes verdreifachte. Es konnten aber infolgedessen wie auch infolge eines Rechtsstreites über die kommunale Zugehörigkeit des Ortes (Schwarzwald) weder die erforderlichen Schullokale beschafft, noch die notwendigen Lehrkräfte angestellt werden. Eine nicht unbedeutende Steinkohlengrube wurde darauf in aller Kürze in unmittelbarer Nähe der Hütte etabliert, was für den Ort einen Zuzug von mehreren Hundert Grubenarbeitern bedeutete. Erhöhte Wohnungsnot, Lehrer- und Priestermangel, ungünstige Lebensverhältnisse aller Art, wenigstens für einen Teil der Bewohner, während der Entwicklungsperiode sind die unausbleibliche Folge; denn ein „kleines Königshütte“ steht zu erwarten. In ähnlicher, wenn auch nicht in derselben Weise, entwickelten sich andere berühmte oberschlesische Eisenhütten, so die Julienhütte, das Borfigwerk und die Hubertushütte bei Beuthen, die Bethlen-Falvahütte in Schwientochlowitz, die Baildon- und Marthahütte bei Kattowitz, die Huldshinsky'schen Werke in Gleiwitz, vor allem aber die Donnersmarkhütte bei Zabrze und die Bismarckhütte bei Schwientochlowitz.

In hoher Blüte steht gegenwärtig auch die oberschlesische Zinkindustrie. Unter den 20 oberschlesischen Zinkerzgruben, welche alljährlich etwa 13 Millionen Ctr. Galmei und Zinkblende im Werte von über 10 Mill. Mk. fördern, sind die Gruben bei Scharley die wichtigsten.

Von diesen Zinkerzgruben ist die „Neue Helene“ im Jahre 1841 durch den Fürsten August Karl abgeteufelt; sie konnte jedoch erst nach 6 Jahren in Betrieb gesetzt werden. Allmählich vergrößerte sie sich so, daß sie gegenwärtig an 2000 Bergleute beschäftigt, welche im Laufe eines Jahres einen Lohn von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Mk. erhalten.

Der Mittelpunkt der oberschlesischen Zinkindustrie ist Eipine. Zu beiden Seiten der Kronprinzenstraße breiten sich die berühmten Silesiahütten II und III sowie das stattlichst ausgerüstete Zinkwalzwerk „Silesia“ aus, das $\frac{3}{4}$ der gesamten Zinkerzeugnisse liefert. Hier wird aus Rohzinkplatten durch Walzen das bekannte und vielverwendete Zinkblech — zum Decken der Häuser, zum Beschlagen der Schiffe, zur Herstellung vieler Hausgeräte und Instrumente, Särge, Statuen, des Messings u. s. w. — hergestellt.

Schon die hier gemachten Andeutungen lassen erkennen, daß unsere oberschlesische Heimat ein sehr reiches Zinkland ist.

II.

In den industriellen Betriebsstätten richtet sich unwillkürlich der Blick auf den Mann, der darin beschäftigt ist, den oberschlesischen Arbeiter. „Derselbe ist gutwillig, gelehrig und genügsam, auf der anderen Seite aber auch leichtfertig, schnell erregbar, und wenn der Genuß geistiger Getränke hinzukommt, lebhaft und lärmend. In der Arbeitsamkeit, Geschicklichkeit und Leistungsfähigkeit hält er den Vergleich mit den Arbeitern anderer Gegenden voll und ganz aus. Seiner immer noch geringen Durchschnittsbildung entsprechend ist er Fremden gegenüber etwas mißtrauisch.“ Ist er jedoch zu besserer Einsicht gelangt, so ist er anhänglich und aufmerksam. Ferner ist dem oberschlesischen Arbeiter ein etwas verstecktes Wesen eigen, das besonders bei gerichtlichen Vernehmungen zuweilen noch hervortritt. Wird diese Eigentümlichkeit seines Wesens durch religiöse, politische und sozialistische Einflüsse genährt, so tritt sie noch stärker hervor und giebt der leichten Erregbarkeit Anlaß zu fanatischen Auftritten, welche am häufigsten an Lohnungstagen beobachtet werden können. Sonst sind dergleichen Vorgänge selten, weil der oberschlesische Arbeiter den Verwaltungen der Gewerkschaften ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt. Daselbe gilt auch von den Wohlfahrtseinrichtungen, welche letztere — eine Ausnahme macht die Inanspruchnahme der Badeanstalt — er ausgedehnt benutzt. Offenbar wird dadurch, daß er zuweilen bedrohliche Zeiten der Industrie mitdunkeln muß, sein Vertrauen zu den Arbeitgebern erhöhht.

Die Bearbeitung der unwegsamen Kohle, des schweren Erzes, des unhandlichen Metalls erfordert weniger Intelligenz als vielmehr Körperkräfte, die jedoch verhältnismäßig schnell verbraucht werden.

In sozialer Beziehung sind die Eisenhüttenarbeiter günstiger gestellt, als die Berg- und Zinkhüttenleute, was in erster Reihe eine Folge besseren Verdienstes ist.

Unserem Arbeiter ist häusliche Behaglichkeit durchaus nicht fremd. Zu beklagen ist jedoch sein noch unentwickeltes Wohnungsbedürfnis. Es kommt nicht selten vor, daß, wenn ihm seitens der Häuserverwaltung eine für seine Verhältnisse zweckdienlichere Wohnung angeboten wird, er mit Rücksicht auf die kaum nennenswerte Mieterhöhung darauf verzichtet und sich mit einer Wohnung begnügt, die den geringsten Anforderungen menschlicher Lebensweise nicht immer entspricht; wiewohl hervorgehoben werden muß, daß die oberschlesischen Gewerkschaften bezüglich gesunder Arbeiterwohnungen alles Mögliche leisten. Bei einer Firma in Laurahütte z. B. sind alle Wohnräume mit Ventilation versehen und gewähren ihre Arbeiterwohnhäuser in der That jede Bequemlichkeit. Es gehören zu einer Wohnung: 1 Küche, 2 Schlaf-

kammern und eine größere Stube, nebst hinreichendem Keller- und Bodengelaf; ferner die nötigen Stallungen für Schweine, Federvieh und Ziegen. An jedes Haus grenzt ein Garten, von welchem jeder Familie ein Teil zur freien Benutzung überlassen ist. Dünger, Samen und Pflanzen werden ihnen unentgeltlich geliefert. Ferner gehören zu jedem Arbeiterwohnhaufe eine gemeinsame Waschküche sowie eine Wäschemangel. Eine Firma in Gleiwitz nimmt sich in jüngster Zeit für ihre Arbeiterwohnhäuser die militärfiskalische Kolonie Haselhorst bei Spandau zum Muster —. Die schlechten Marktverhältnisse und Kaufgelegenheiten erschweren der Bevölkerung die Lebensführung. Gemüse, Obst, Milch, Wurst u. s. w. sind selbst in größeren Industrieorten nicht immer frisch und einwandsfrei erkäuflich, besonders gilt dies vom Obste und der Milch, über deren Feilbieten in unappetitlichem Zustande man häufig berechnigte Klagen vernimmt.

In religiöser Beziehung ist der oberschlesische Arbeiter gut katholisch. Aber selbst auf religiösem Gebiete machen sich die eigenartigen Einflüsse der Industrie schon bemerkbar. Eine gewisse Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen greift Platz. So müssen Seelsorger größerer Pfarochien die Beobachtung machen, daß die Zahl derer, welche von der Osterbeichte und Kommunion zurückbleiben, beständig wächst. Es ist diese betrübende Erscheinung außer vielen anderen Gründen sicher auch mit auf die große Priester- und Kirchennot Oberschlesiens zurückzuführen.

Die Erfahrung im Schulleben lehrt, daß die Außenwelt, als Lage des Ortes, Beschäftigung der Bewohner u. s. w., mehr oder minder ihren Einfluß auf die Schule ausüben. Ein Einfluß der Industrie auf Schulerziehung ist dann vorhanden, wenn erstere die Mittel: Beispiel, Gewöhnung und Zucht, welche die Schulerziehung hauptsächlich zur Bildung des Gemüts und des Willens anwendet, fördert oder hemmt oder ganz unwirksam macht. Der Unterricht, das vornehmste Mittel der Schulerziehung, wendet sich besonders an das Erkennen, wirkt aber indirekt auch auf Gemüt und Willen. Die Industrie wird den Unterricht beeinflussen, wenn sie die Veranstellungen und Maßnahmen, welche der Unterricht zur Bildung des Erkenntnisvermögens trifft, fördert oder hindert. Die Schulerziehung erstreckt sich auch auf den Körper des Kindes. Auch den Gesundheitszustand des Kindes beeinflusst die Industrie. Wie nun die einzelnen Zweige unserer Industrie ihren Einfluß auf Erziehung und Unterricht geltend machen, das nachzuweisen wird die Aufgabe der folgenden Auslassungen sein.

Ein gewisser Prozentsatz der Schüler ist auch in gesünderen Gegenden körperlich leidend. Immerhin aber wäre es doch interessant, bei der Neuaufnahme in unseren Industrieorten die Jugend auf ihren Gesundheitszustand einmal zu untersuchen. Dabei würde man gar bald auf die Kinder

der Zinkhüttenarbeiter aufmerksam werden, die sich meist durch ihre auffallende Blässe und stumpfsinnig-fragenden Blick verraten, die Kinder der Ziegelstreicher herausfinden, erkenntlich an der durchaus vernachlässigten Kleidung und wenig gepflegten Haut. Etwas besser sieht es um die Kinder der Kutscher und Bergleute aus, während man bei denen der Invaliden die Armut am Gesichte ablesen kann. Außer den überall anzutreffenden Kinderkrankheiten der Schuljugend treten besondere, der Gegend eigentümliche Krankheiten bei uns nur in beschränktem Maße auf. Eine Ausnahme machen gewisse Augenkrankheiten in den Sommermonaten; Rauch und Staub sind ihre Hauptursache. Aufmerksame Beobachter wollen ferner auffällige Impfschädigungen — wohl eine Folge der Unsauberkeit — wahrnehmen, was wir jedoch bezweifeln. Das enge Zusammenwohnen macht beim Ausbruche ansteckender Krankheiten eine entsprechende Absperrung des Krankheitsherdes unausführbar. Die Verschleppung der Krankheit durch die Einwohner, besonders durch Kinder, ist bei der Dichtigkeit der Bevölkerung eine viel schnellere und umfangreichere als auf dem platten Lande. Die Folge solcher Krankheiten sind unregelmäßiger Schulbesuch, wenn nicht gar vollständiger Schulschluß.

Das haufenweise Zusammenwohnen hat auch bedenkliche Nachteile in erziehlicher Hinsicht. Unter der großen Menge giebt es ganz bestimmt sittlich Verwahrloste, „das schlechte Beispiel dieser Menschen und ihre Verführungen erstrecken sich auch auf unsere Schuljugend, ja sogar mit Vorliebe suchen sie sich ihre willigsten Opfer unter den Schulkindern aus. Zunächst untergraben sie durch freche, grobe, verletzende Bemerkungen über die Lehrer das Ansehen und die Achtung derselben, dann überreden sie ihre Genossen, die schöne Zeit doch nicht in den dumpfen Schulstuben zuzubringen, sondern lieber mit ihnen Streifzüge in Wald und Feld zu unternehmen. Daß bei solchen Gelegenheiten manches geschieht, was Auge und Ohr des Lehrers und der Polizei nicht sehen und hören dürfen, kann sich wohl jeder denken. Die Wahrheit dieser Thatsache beweisen auch die Gerichtsverhandlungen über schulpflichtige Kinder, lautend über Baumfrevel, Diebstahl, auch Straßenraub. Wo bleibt da Tugend oder Sittlichkeit, und wie sieht es mit dem regelmäßigen Schulbesuche aus?“ Es ist übrigens Thatsache, daß die Zahl der auf Grund des Strafgesetzbuches Verurteilten bei uns in Oberschlesien stärker wächst, als die Bevölkerungsziffer und daß der Prozentsatz der jugendlichen Verurteilten sich besonders in unserer Heimat steigert. Dies ist erklärlich, weil die durch die Industrie bedingten sozialen Verhältnisse unserer Jugend eine gewisse Ungebundenheit einräumen, die dem noch nicht gefestigten Charakter zum Verderben wird.

Der unsolide Lebenswandel und die schlechte Führung des Haushaltes

mancher Arbeiter, die über ihren Stand hinausgehende Lebensweise und das damit verbundene ausgedehnte Borgsystem bei Bäcker, fleischer und Kaufleuten vererben sich auch auf die Kinder, bei welchen der Lehrer schon frühzeitig Mangel an Sparsinn beobachten kann. Dies kommt ja zum Teil auch daher, daß die Leute, die nie etwas eigenes gehabt haben, äußerst schwer haufen lernen und kaum mit der größten Mühe dazu gebracht werden können, die ersten Baßen, welche sie verdienen, zusammenzusparen. Sobald sie aber die ersten Baßen verlumpen, ist auch der Anfang zu allen Angewöhnungen des Lumpenlebens gemacht. Auf den Nachahmungstrieb der Schulkinder verderblich wirken endlich ein: das rohe und flegelhafte Benehmen halbwüchsiger Burschen — Schlepper! — auf der Straße, namentlich beim Schichtwechsel — sowie die lärmende und unvernünftige Handlungsweise ausgesprochener Trunkenbolde in und vor der Kneipe, das Lagern der Arbeiter im freien, unter Bäumen, am Straßenrande, und zwar zu jeder Tages- und Nachtzeit, das ungenierte Baden der Erwachsenen in unmittelbarer Nähe menschlicher Wohnungen. Der Schulmann wundert sich durchaus nicht, wenn es nach der Unmenge dieser schädlichen Einflüsse in den Oberklassen unserer Volksschulen einzelne recht verkommene Individuen giebt, die wieder durch ihr schlechtes Beispiel die sorgsamste pädagogische Arbeit über den Haufen werfen und gleichsam wie Infektionsstoff wirken.

Der Gewöhnung der Jugend zur Reinlichkeit stellt sich hindernd entgegen die permanente Staubplage und der noch nicht ganz behobene Mangel an geeignetem Wasch- und Trinkwasser. Bei trockenem Wetter hört man in allen Orten unseres Industriebezirkes Klagen über die ungeheuren Staubmassen, besonders auf den Straßen, eine Folge des riesenhaften Verkehrs und der unzumutbaren Straßenschüttung mit Schlacken. Bis Viertelmeter hoch liegen die lockeren Staubmengen da, der leiseste Luftzug wirbelt förmliche Wolken auf, und kommt erst gar ein Wagen oder die Dampfstraßenbahn daher gefahren, so werden sie von langen Staubwolken begleitet. Sehen dies Fremde, so bemüßigen sie sich wohl zu sagen: „In Oberschlesien giebt es nur Schmutz und Staub“. Allein allgemein angewendet, übertreiben diese Worte, denn die Städte des Industriebezirkes sind ebenso schmutz- und staubfrei wie andere Städte der Provinz, aber bezüglich der größten Industrieorte enthalten sie viel Wahres. Hier herrscht während des Hochsommers ein Staub, der jeder Beschreibung spottet. Alles wird grau und schwarz. Abgesehen, daß Staub in so großen Mengen sehr lästig und äußerst gesundheitschädlich ist, indem er die verschiedensten Augen-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten herbeiführt u. s. w., dringen die feinen Staubteilchen tief in die Poren der Haut ein und entstellen sie. Spielen nun die Kinder auf der staubigen Straße, oder sind sie gezwungen, beim

Wege nach und aus der Schule die „rauchende Ortschaft“ zu passieren, so entstellt sie der Staub dermaßen, daß sie sich gegenseitig manchmal kaum erkennen. Dieses Übel wird noch verschlimmert durch den immer noch nicht behobenen Wassermangel. Denn wenn auch der Staat durch die berühmte, fast einzig in ihrer Art dastehende Jawadaer Leitung die Trinkwassernot einigermaßen beseitigt hat, so fehlt es doch immer noch an einwandsfreiem Wasser für Wasch- und Badezwecke. Wie oft müssen die Kinder die beabsichtigte Reinigung des Körpers unterlassen, weil (wie die Mutter sagt) „kein Wasser da ist“ — „das Wasser weit zu holen ist“. Also nicht in dem geringen Reinlichkeitsfinn der Bevölkerung, sondern in den Verhältnissen liegt zum Teil der Grund der sprichwörtlich gewordenen ober-schlesischen Unsauberkeit, die auch — besonders bei Knaben — in den Schulsachen, Heften, entliehenen Bibliotheks-Büchern, der Kleidung u. s. w. zum Ausdruck kommt und gegen welche die Schule nicht immer erfolgreich ankämpfen kann.

Die verschiedenartige Beschäftigung der Bewohner hat eine vielstündige Abwesenheit des Vaters von Haus und Familie zur Folge. Die Kinder sind dann der Mutter überlassen. Ihr fallen außer Besorgung der Küche auch die häuslichen Arbeiten zu. Sie kann sich demnach mit ihren Kindern, besonders wenn es mehrere sind, wenig oder gar nicht beschäftigen, sie auch nicht in der richtigen Weise beaufsichtigen. Die Kinder sind sich selbst überlassen und haben viel freie Zeit. Diese wird von einem großen Teile unserer Schuljugend mit allerlei Bubenstreichen und Unarten ausgefüllt. Die Klagen über die Zuchtlosigkeit unserer Jugend sind hier gerechtfertigt. Noch trauriger sieht es um die Kindererziehung aus, wenn die Not des Lebens auch die Mutter zwingt, außerhalb des Hauses auf Gelderwerb zu arbeiten.

Viele Eltern sind nicht befähigt, ihre Kinder in vernünftige Zucht zu nehmen, was sich deutlich an der aus der Schule entlassenen Jugend zeigt. Kaum daß der Knabe die Schule hinter sich hat, trachten die Eltern schon nach Gelderwerb durch ihn, ohne Rücksicht auf die schwachen, erst in der Entwicklung begriffenen Körper und auf die sittlichen Gefahren zu nehmen. Die verderblichen Reden der älteren Arbeitsgenossen, die goldene Freiheit, die Verführungen zu unerlaubten Genüssen — Schnaps, Tabak, Dirnen — sind die Zerstörer des mühsamen Baues der Erziehung, den Schule und Haus aufgebaut haben. Dasselbe gilt teilweise auch von den Mädchen. Statt unter Aufsicht der Mutter eine vernünftige Haushaltung zu lernen oder in eine entsprechende Dienststellung zu treten, eilt das Mädchen lieber zur Grube oder Hütte in Arbeit, um den verdienten Lohn dann in Putz und Tand anzulegen. So fängt das Elend wieder von neuem an, wenn

sie ihrem eigenen Hausstande einst vorzustehen hat. Solchen Frauen sind die Arbeiten in Küche und Stube fremd. Sie sind bequem, klatsch-, zank- und putzsüchtig; sie schlafen früh lange, besuchen dann ihre Freundinnen und kochen verspätet in aller Eile das dürstige Mittagbrot für den in der Schicht befindlichen Mann. Es giebt Familien, in denen sich der Mann den Kaffee für die Tagschicht schon den Abend vorher kocht, weil die Frau zu bequem ist, vor 6 Uhr aufzustehen. Daß diesen Frauen jede Übersicht über die Preise und Güte der Ware wie auch die Kenntnis des Nährwertes der Speisen fehlen, daß sie mit dem Gelde nicht auskommen, durch unnötige Ausgaben das Erworbene vergeuden, den Mann an zweckmäßiger Lebenshaltung hindern, ist ganz selbstverständlich. Von Erziehung der Kinder kann unter dergleichen Verhältnissen keine Rede sein. Glücklicherweise sind die eben geschilderten Zustände nicht Regel, sondern Ausnahme. Immerhin aber müssen sie erwähnt werden, weil sie doch häufiger vorkommen als auf dem Lande, und weil sie die Schulerziehung erheblich beeinflussen.

Die Übelstände, unter welchen auch der Unterricht in der Industriegegend zu leiden hat, sind mannigfacher Art. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß den Schülern größerer Industrieorte oft die elementarsten und unentbehrlichsten Anschauungen und Vorstellungen fehlen. Man stelle nur einmal bei der Neuaufnahme fest, wie viel Kinder z. B. eine Katze, einen Hasen, ein Schaf u. s. w. gesehen haben, und man wird sein Wunder sehen. So konnte vor einigen Jahren bei der Aufnahme in Friedenshütte konstatiert werden, daß von 63 Knaben 17 noch keine Kuh gesehen hatten. Dieser geistige Nothstand, den wir leider in allen Industrieorten finden, erklärt sich aus den überaus ungünstigen Verhältnissen, unter denen sich die Kinder befinden. Der größte Teil derselben wächst in der Enge der Mietskasernen oder den diesen gleichenden Familienhäusern auf. Ihr Tummelplatz ist der öde Hofraum oder die schmutzige Straße, während ihre Genossen am Lande Streifzüge in Wiese, Feld und Wald unternehmen und unbewußt brauchbare Anschauungen und Vorstellungen sammeln. Daß die allgemeinen Mängel der Volksschule, wie überfüllte Schulklassen, Überlastung der Lehrkräfte in den Fällen, in denen einer Lehrkraft mehrere Klassen überwiesen sind, Unzulänglichkeit der Lehrmittel, unzureichende Zahl der Unterrichtsräume und die starke Inanspruchnahme der Schulkinder zu häuslicher Hilfeleistung (Essentragen, Marktgänge während der Unterrichtszeit) in weit höherem Maße in Erscheinung treten als in anderen Gegenden, ist bei der dichten Bevölkerung wohl selbstverständlich. Der erfolgreichen und gleichmäßigen Ausbildung der Schüler durch den Unterricht stellt sich in hiesiger Gegend auch das Umherziehen der Eltern von Ort zu Ort und die Heranziehung der Kinder zur Erwerbsarbeit als Hindernis entgegen.

Ein gewisser Prozentsatz unserer Schulkinder besucht während der acht Schuljahre auch manchmal acht verschiedene Schulen und Systeme.

Ausgesprochene Erwerbsarbeit seitens der Jugend finden wir nur bei der Ziegelstreicherjugend in den sogenannten Feldziegeleien. Die schulpflichtigen Kinder helfen hier den Eltern mehr oder weniger regelmäßig während der schulfreien Stunden, und wenn es nötig erscheint, auch während der Schulstunden. Erlaubte und unerlaubte Schulversäumnisse sind an der Tagesordnung. Das Verweilen dieser Kinder bei oft sittlich verkommenen Arbeitern wirkt in moralischer Beziehung höchst verderblich. Das Gros der Ziegelstreicherjugend unserer Gegend verkommt daher total, und so mancher Schüler lernt während seiner ganzen Schulzeit weder Schreiben noch Lesen. Mit den Kindern der Ziegelstreicher hat der Lehrer seine Plage, denn sie stehen in jeder Hinsicht an letzter Stelle in der Klasse. Nur durch geringe Leistungen, Schläfrigkeit beim Unterricht, lüderliche und nachlässige Arbeiten zeichnen sie sich aus.

Obgleich der industrielle Großbetrieb mit seinen schwer verantwortlichen Thätigkeiten Verrichtungen einsichtiger und mit guter Schulbildung versehener Arbeiter erfordert, so begnügt man sich doch im allgemeinen mit jenem Grade geistiger Beweglichkeit beim Arbeiter, der zur sachgemäßen Bedienung der Maschinen u. s. w. erforderlich ist.

Bei allen Schäden, die die Industrie der Schulerziehung und dem Unterrichte bringt, hat sie auch wieder ihre Lichtseiten. An erster Stelle sind die Schulhäuser zu nennen. In Gegenden, wo vorwiegend Landwirtschaft getrieben wird, haben die Kinder oft weite Wege bis zur Schule zurückzulegen. Anders ist es in der Industriegegend. Jeder Ort hat seine Schule, nach Vorschrift gebaut und ausgestattet. Auch die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugenderziehung, die Jugend für das praktische Leben vorzubereiten, finden in unserer Gegend mit ihre erste Einführung, z. B. die Handfertigkeits- und Haushaltungsschulen sowie der Betrieb der Jugendspiele. In der eifrigen Förderung dieser segensreichen Veranstaltungen steht bekanntlich die Kreisverwaltung des Beuthener Landkreises an der Spitze der Monarchie.

Manche Zweige der Industrie stellen hohe Anforderungen an die geistigen und die moralischen Kräfte des Arbeiters. Eine ganze Reihe von Verrichtungen und Arbeitsmethoden, z. B. in den Walzwerken, erfordern Aufmerksamkeit, Einsicht und Überlegung, damit Schwierigkeiten überwunden, Hindernisse beseitigt, Fehler vermieden und der herzustellende Gegenstand zweckentsprechend ausgeführt werde. Alle diese Eigenschaften des Vaters übertragen sich bis zu einem gewissen Grade auch auf die Kinder. Dazu kommt, daß die Kinder hiesiger Gegend mancherlei Anschauungen

und Beobachtungen machen können, die im platten Lande nicht vorkommen. Die Erzählungen des Vaters oder Lehrers über den Abbau der Kohlen im Erdinnern oder über Gewinnung und Verarbeitung des Eisens und Zinkes in den Hütten lassen in den Kindern ein viel klareres Bild zurück, zumal die Kinder die Werke und Gruben und mancherlei Einrichtungen derselben schon gesehen haben.

Die Industrie gilt auch in unseren Marken als Vorkämpferin des Deutschtums. Die spätere Entwicklung unserer Industrie im Verhältnis zum Westen des Vaterlandes hat eine Berufung und Versetzung tüchtiger deutscher Beamten aus dem Westen zur Folge gehabt. Die polnisch sprechende Bevölkerung Oberschlesiens war in ihrem Arbeitsverhältnis mit diesen Beamten dann gezwungen, deutsch zu reden. Es war auch ein Ansporn gegeben, sich der deutschen Sprache zu befleißigen, dadurch, daß deutsch sprechende Arbeiter einträglichere Arbeit, ja kleine Beamtenposten erhielten. Dasselbe ist auch heute noch der Fall. Durch den Zuzug deutscher Einwohner sind auch unsere Schulen, was Sprachverhältnisse anlangt, viel besser geworden. Schulen mit früher polnisch redenden Kindern haben sich auf diese Weise zu „deutschen Schulen“ entwickelt. Den oberschlesischen Volksschulen entstammt auch ein großer Teil des Beamtenheeres, das die Industrie zur Leitung des Betriebes benötigt. Daß auch Söhne einfacher Arbeiter sich durch ihren Fleiß zu einer solchen Stellung emporschwingen können, lehrt die tägliche Erfahrung im Industrieleben. Die Volksschule als Vermittlerin zu solchen Stellungen gewinnt hierdurch an Achtung und Ansehen.

Vorteilhaft wirkt weiter die Industrie unserer Heimat auf Schulerziehung und Unterricht, indem sie eine bessere Lebensführung gestattet und eine bessere Bekleidung und Ernährung des Kindes herbeiführt, wenn guter Wille vorhanden ist. Die zahlreichen Wohlfahrtseinrichtungen der Hütten und Gruben schützen bei Unglücksfällen die Eltern des Schulkindes und dieses selbst wenigstens vor der bittersten Not. Auch muß erwähnt werden, daß alljährlich zu Weihnachten sittsame und fleißige Schüler von den Gewerkschaften beschenkt werden und daß die bemittelten Knappschafts- und Schulkassen nicht nur einen erheblichen Teil der Lernmittel, sondern auch recht namhafte Lehrmittel beschaffen. Die bequemen Verkehrsmittel endlich ermöglichen dem Sohne des strebsamen Gruben- und Hüttenarbeiters den Besuch höherer Schulanstalten in der Stadt.

Werden vorteilhafte und nachteilige Einflüsse der oberschlesischen Industrie gegeneinander gehalten, so überzeugt man sich gar bald, daß die letzteren außerordentlich folgenschwerer Natur sind und die vorteilhaften Einwirkungen bedeutend überwiegen. Diese müssen — soll der Zweck des

Unterrichts und der Erziehung nicht in Frage gestellt werden — mit aller Energie bekämpft werden. So hat auch die Schule die Pflicht, die schädlichen Einflüsse der Industrie auf das Schulleben, wenn auch nicht zu beseitigen — denn dazu ist sie machtlos — so doch nach Kräften zu hindern und zu mindern. In ihrem eigenen Interesse wird sie dabei von der Reihe kleiner Mittel, die ihr zur Verfügung stehen, etwa folgende anwenden können:

Die Vertreter der Volksschule haben die ernste Pflicht, eifrig und genau alle Zweige der Industrie ihres Wirkungskreises zu studieren, die Einflüsse derselben auf Volk und Schuljugend kennen zu lernen, die schädlichen zu dämmen, die nützlichen zu erhöhen, ferner dahin zu wirken, daß bei Schulneubauten auf die Errichtung von Schulsälen, Brausebädern, Spielplätzen, Schulbibliotheken und Lehrerwohnhäusern Bedacht genommen wird, daß in allen mittleren und größeren ober-schlesischen Industrieorten obligatorische Knaben- und Mädchen-Fortbildungsschulen errichtet und in den ersteren Handfertigkeits- und in den letzteren Haushaltungsunterricht erteilt werde, und endlich die materielle Lage des Lehrers in der Industrie-gegend mit Rücksicht auf die teure Lebensweise und aufreibende Arbeit gebessert und die Autorität des Lehrers unter allen Umständen geschützt werde.

Bezüglich des Unterrichts ist auf Vermehrung der häuslichen Tugenden, Ehrfurcht, Gehorsam und Liebe gegen die Eltern, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit u. s. w., vor allem aber auf wahre Gottesfurcht und Nächstenliebe, gewissenhafte Pflichterfüllung, Ehrgefühl, Stärkung des Willens und des Körpers hinzuwirken. Nächstdem hat es der Unterricht auf Befähigung für's praktische Leben abzusehen. Der Religionsunterricht hat daher zur Pflege eines mehr innerlichen Gottesdienstes die Glaubenslehre von den Geboten mehr zu betonen.

Der ungünstigen Sprachverhältnisse wegen und um der Jugend ein leichteres Fortkommen im späteren Leben zu ermöglichen, ist auf einen gediegenen Unterricht im Deutschen das allergrößte Gewicht zu legen. Leider fehlen dem Lesebuche für Oberklassen einige anziehende Stücke aus dem berg- und hüttenmännischen Leben, ebenso macht sich der Mangel eines populären Werkchens geltend, daß ohne wissenschaftliche Umschweife und eingehende fachmännische Auseinandersetzungen den gewöhnlichen Mann in die ober-schlesische Montanindustrie einführt. Volkslieder, die das Bergmannsleben zum Gegenstande haben, sowie Geschäftsaufsätze sind mehr zu berücksichtigen.

In der Heimat- und Naturkunde sind, soweit es angeht, Erzeugnisse der Industrie zu Unterrichtsstoffen auszuwählen. In dieser Beziehung könnte in den Stoffverteilungsplänen unserer Schulen manches gebessert werden.

Vor allem müßte die Mineralogie — natürlich auf Kosten der Pflanzenkunde — mehr berücksichtigt und die wichtigsten Kapitel aus der Chemie in den Oberklassen behandelt werden. Die Steinkohle, das Eisen, das Zink, die Dampfmaschine sollten, ihrer Wichtigkeit für unsere Gegend entsprechend, schon auf der Mittelstufe zur Behandlung gelangen, um dann auf der Oberstufe mehr Zeit für die Kapitel: Galmei, Zinkblende, die wichtigsten Eisenerze, Teer, Blei, Lehm, Thon, Sandstein, Kalkstein, Dolomit, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Elektrizität und Magnetismus u. s. w. zu gewinnen. Eine gute Mineraliensammlung sowie die Wachsmuth'schen Bilder vom Bergwerk, Hochofen, Eisengießerei, Stahlwerk (Dampfhammer, Puddeln), Walzwerk, Lokomotive, hydraulische Presse u. s. f. werden dabei vorzügliche Dienste leisten.

Zur Erhaltung der Wehrkraft ist in unserem Bezirke den Leibesübungen der Schuljugend besonderes Augenmerk zuzuwenden. Im Turnunterrichte sind daher die Ordnungsübungen auf die notwendigsten Bewegungsformen zu beschränken, dagegen die Übungen mit Handgeräten, sowie fleißiges Gerätturnen, volkstümliche Übungen, weitausgreifendes Marschieren, ferniger Dauerlauf und Jugendspiele in grundsätzliche und geordnete Pflege zu nehmen. Lehrspaziergänge, verbunden mit Orientierungs- und Sachübungen, belebt durch den kräftigen Gesang deutscher Volks- und Marschlieder, haben regelmäßig stattzufinden.

Für die 24 Lohnungs- und Vorschufstage sind Hausaufgaben aus leicht erklärlichen Gründen nicht zu stellen.

Der Unterricht beginne bei uns früh um 7 Uhr. Nur wenn man das 1. und 2. Schuljahr und die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter in Betracht zieht, ist einem späteren Unterrichtsanfange das Wort zu reden. Für die größeren Schüler unserer Gegend hat der „7 Uhr-Anfang“ entschiedene Vorteile. Zunächst liegt dieser im Interesse des Unterrichts selbst; denn um 8 Uhr beginnen, heißt auf eine der schönsten Arbeitsstunden verzichten. Im Sommerhalbjahre kann infolge der durch die Klassenfülle bewirkten schlechten Luft und Hitze von einem erfolgreichen Unterrichten, wenigstens in den Mittagsstunden keine Rede sein. Dann liegt der „7 Uhr-Anfang“ im Interesse der Schuljugend und der Eltern. Bereits um 6 Uhr früh begiebt sich der Vater in die Schicht, und um 7 Uhr geht die Mutter vielfach ihrer Beschäftigung nach. Die Kinder bleiben alsdann noch eine Stunde ohne Aufsicht in der Wohnung zurück. Und wie oft müssen die Kinder gegen Mittag eine halbe Stunde früher entlassen werden, weil sie dem Vater das Essen in die Hütte oder auf die Grube tragen.

Während der Zeit des Beicht- und Kommuniionsunterrichtes sollte die Zahl der Unterrichtsstunden um wöchentlich zwei Stunden gekürzt werden.

Die Persönlichkeit des Lehrers und die Methode seines Unterrichtes werden mit die besten Gegenmittel gegen die verderblichen Einflüsse, denen die Kinder der Arbeiter so häufig ausgesetzt sind. Er suche letztere nach Kräften zu verfolgen, zu verhüten und Abhilfe zu schaffen.

Zum Schluß wollen wir nicht vergessen hervorzuheben, daß lediglich die Industrie unsere oberschlesische Heimat zu dem gemacht hat, was sie heute ist: ein Gebiet deutschen Gewerbesleißes, eine Quelle volkswirtschaftlicher Wohlfahrt und ein Vorposten und Träger deutscher Bildung. Sie wird diese Aufgabe aber nur dann auch fernerhin in vollem Umfange erfüllen können, wenn einerseits den Auswüchsen der Industrie durch ihre dazu berufenen Vertreter, die Gewerkschaften, Aktiengesellschaften und Verwaltungen im Zusammenwirken mit den Gemeinden ein mächtiger Damm entgegengesetzt wird, andererseits aber auch die Bedeutung der Schule als Helferin bei dieser Aufgabe nach Gebühr gewürdigt und derselben der zur Entfaltung ihrer civilisatorischen Kräfte nötige Raum mit verständnisvoller Bereitwilligkeit gewährt wird.

Die Anfänge der Stahlfabrikation in Oberschlesien.

Von

August Paniowski, Königshütte O. S.

Zu den jüngsten Industrien des oberschlesischen Reviers zählt die Stahlfabrikation, denn sie ist noch nicht 40 Jahre alt und doch hat sie sich während dieser Zeit zu einer der bedeutendsten Industrien des Bezirks entwickelt. Recht interessant klingen heut die Berichte über die Verhandlungen, welche die früheren oberschlesischen Hüttenmänner wegen Einführung der Stahlfabrikation in Oberschlesien seiner Zeit gepflogen haben. — Als Bessmer's Verfahren, Stahl dadurch zu fabrizieren, daß stark gepreßter Wind in das geschmolzene Roheisen hineingeblasen wurde, zu Anfang der fünfziger Jahre in England und Schweden aus dem Stadium des Versuchs in die praktische Ausführung getreten war, wurde in Oberschlesien erst auf drei Hütten raffinierter Stahl fabriziert. Die beiden der Minerva-Gesellschaft gehörigen Werke Colonnowska und Zawadzki hatten 13 Stahlfeuer und das Werk Königshuld 4 Stahlfeuer im Betriebe. Die Produktion auf allen drei Werken betrug im Jahre 1857 im ganzen nur 13248 Centner. Als aber um das Jahr 1860 sich die Verwendung von Stahl in allen Zweigen der Technik und in den Gewerben, beispielsweise zur Herstellung

von Eisenbahnschienen, Radreifen und Kesselblechen, immer mannigfaltiger gestaltete, richtete sich die Aufmerksamkeit der oberschlesischen Hüttenmänner ganz besonders der Stahlfabrikation zu. In der am 17. Juli 1861 in Königshütte abgehaltenen Sitzung des Schlesiſchen Vereins für Berg- und Hüttenwesen wurden, die Stahlfabrikation betreffend, folgende Fragen aufgeworfen: Kann überhaupt aus oberschlesischen Materialien — Eisenerzen bezw. Roheisen — ein brauchbarer Stahl im großen fabriziert werden? Wie hoch würden sich, wenn dies möglich ist, die Produktionskosten stellen und würde Oberschlesien bei diesen Produktionskosten imstande sein, nicht allein den Stahl für seinen eigenen Bedarf selbst zu fabrizieren und sich in dieser Beziehung unabhängig zu machen, sondern auch mit anderen Ländern nach auswärts zu konkurrieren? Die Beantwortung dieser Fragen war von der Versammlung den Vereinssektionen für Hüttenwesen und für Maschinen- und Bauwesen für die nächste am 21. August 1861 stattfindende ordentliche Sitzung aufgegeben worden. In dieser Sitzung nun, die gleichfalls in Königshütte stattfand, verlas zunächst Hüttenmeister Dilla-Königshütte das Referat der Sektion für Hüttenwesen und Baumeister Ganzel-Kattowitz das Referat der Sektion für Maschinen- und Bauwesen. Maschinenmeister Soßmann-Tarnowitz teilte noch ein Schreiben des Fabrikanten Krupp aus Essen über die Verwendung von Stahlblechen zur Kesselfabrikation mit. In der nun folgenden Debatte äußerte sich Oberhütteninspektor Sack-Hubertushütte dahin, daß das Referat der Hüttensektion gar nicht die Frage behandle, ob sich Stahl aus oberschlesischem Koksroheisen darstellen lasse, eine Frage, die für Oberschlesien höchst wichtig sei. Es wurde ihm entgegen, daß es sich im allgemeinen um oberschlesisches Roheisen handle. Sack sprach sich weiter dahin aus, daß nach seiner Ansicht auch aus oberschlesischem Koksroheisen Stahl darzustellen sei, daß die Königshütte und Königshuld aus verschiedenem Material Stahl gemacht hätten, wenn auch nicht als Handelsware, so doch zu eigenen Zwecken; Jawadziwerk habe Stahl auch als Handelsware produziert und in den Handel gebracht. In den anderen Stahl produzierenden Ländern werde meist nur ein bestimmtes Rohmaterial zur Stahlfabrikation verwendet und eigne sich z. B. das englische Roheisen gar nicht zur Stahlfabrikation. Bergassessor Althans führte aus, daß auf mehreren Werken am Rhein vielfach verschiedene deutsche und schottische Roheisensorten zur Stahlfabrikation verwendet würden, namentlich solche, welche silicium- und manganhaltig seien. Hüttenmeister Dilla teilte gleichfalls mit, daß nach seiner Erfahrung aus manganhaltigem Koksroheisen Stahl produziert werden könne und führte an, daß das Feinkorneisen der Königshütte stahlähnlich sei und sogar von westfälischen Stahlproduzenten dem westfälischen Stahl gleichgestellt werde. Bergschullehrer

Grundmann-Tarnowitz trat der Ansicht bei, daß eben nur aus gewissen Erzen erblasenes Roheisen sich zur Stahlfabrikation eigne; in Siegen verwende man das aus sehr reinen Spateisensteinen erblasene Roheisen hierzu, welches beim Verpuddeln nur etwa 5 Prozent Abgang habe, dabei sehr wenig Silicium, fast keinen Schwefel und keine Spur Phosphor enthalte. Solches Roheisen liefere erfahrungsgemäß das beste Stabeisen und auch den besten Stahl; er habe aber auch Erfahrungen darüber gesammelt, daß aus Koksroheisen guter Stahl dargestellt werde, und zwar aus solchem, welches gerade nicht zu den besten Sorten gehöre. Es komme dabei hauptsächlich darauf an, die verunreinigenden Bestandteile zu entfernen; Silicium lasse sich leicht entfernen; wie dies mit Schwefel und Phosphor sei, wisse er nicht. Unser Koks enthalte wenig Schwefel; ob die Erze solchen enthalten, sei ihm nicht bekannt. Zuerst müsse die chemische Zusammensetzung unserer Erze und unserer verschiedenen Eisensorten ermittelt und sonach die Frage theoretisch erörtert werden. Hüttenmeister Erbreich-Friedenshütte sprach sich dahin aus, daß für Oberschlesien zunächst die Verwendung von Stahl ermittelt werden müsse; Zawadzkiwerk habe Stahl fabriziert, derselbe sei gut gewesen, trotzdem aber habe es an Absatz gefehlt. Berginspektor Körfer-Eipine machte nun den Vorschlag, da die Sektionen entschieden Versuche verlangen, um die gestellten Fragen zu beantworten, daß der Verein geeignete Schritte thue, um Versuche auf den Königlichen Werken zu veranlassen. Oberhütteninspektor Paul-Königshütte teilte mit, daß der Fiskus beabsichtige, das Bessmer'sche Verfahren zu versuchen. Oberhütteninspektor Saß äußerte sich dahin, daß der Weg, durch das Bessmer'sche Verfahren zur Stahlfabrikation zu gelangen, für Oberschlesien nicht geeignet sei. Oberhütteninspektor Paul schloß sich dieser Ansicht an. Das Resultat der Debatte wurde hierauf dahin zusammengefaßt, daß sich aus obereschlesischem Holzkohlenroheisen ein brauchbarer Stahl herstellen lasse, daß sich aber über den Kostenpunkt, sowie über die Frage der etwaigen Ausdehnung der Stahlfabrikation keine bestimmten Angaben machen lassen. Auf die Tagesordnung der für den 18. September 1861 anberaumten Sitzung wurde ein Referat über den Körfer'schen Antrag, der Verein wolle geeignete Schritte thun, daß die Königlichen Werke Versuche über die Stahlfabrikation aus obereschlesischem Holzkohlen- und Koksroheisen machen, gesetzt. In dieser Sitzung am 18. September 1861 gelangte nun nach längerer Debatte folgende Resolution mit großer Majorität zur Annahme: „Der schlesische Verein für Berg- und Hüttenwesen richtet an die Staatsbehörde die Bitte, auf den Königlichen Werken unter völlig freier Anheimstellung des Ortes, der Art und des Umfanges, die Versuche zur Darstellung von Stahl sowohl aus obereschlesischem Holzkohlen- als Koksroheisen vorzunehmen, eventuell

für die praktische Lösung dieser Frage und für die Veröffentlichung des Verfahrens eine Staatsprämie auszusetzen.“ Auf diese Resolution hin hat das Königliche Staatsministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten mittels Reskripts vom 29. November 1861 in gewissen Grenzen die Genehmigung zur Ausführung von Stahlpuddelversuchen mit den verschiedenen ober-schlesischen Roheisensorten auf der Königshütte erteilt. Nachdem diese Versuche durch fast zwei Jahre angestellt worden waren, erstattete hierüber der Königliche Hütteninspektor Jänisch, Königshütte an das Königliche Oberbergamt in Breslau einen Bericht, in welchem es heißt:

- „1. Nur die aus reinem Holzkohlenroheisen erpuddelten Stahlorten waren zu Drehmeißeln, Haumeißeln und Feilen aller Art zu gebrauchen;
2. schon ein Centner Zusatz von Koksroheisen zu einer Puddelcharge von $5\frac{1}{2}$ Centnern Holzkohlenroheisen verschlechterte den Puddelstahl so wesentlich, daß derselbe nicht mehr zu den vorstehend genannten Werkzeugen zu verwenden war;
3. der aus Koksroheisen allein erpuddelte Stahl zeigte folgende fehlerhafte Eigenschaften:
 - a) er schweißte sehr schwierig;
 - b) die gute Schweißhitze, bei welcher ein vollkommenes Schweißen nur möglich ist, liegt dem Punkte, wo ein vollständiges Zerbröckeln stattfindet, so nahe, daß sie nur schwierig zu treffen ist;
 - c) er geht leicht beim Schweißen in Stabeisen über;
 - d) zu dünnen Stücken ausgeschmiedet, zeigte er wenig Festigkeit und eine schwache Kohäsion.“

Der Bericht schließt, wie folgt: Die nötigen Vorrichtungen zur weiteren Verarbeitung des Rohstahls für den Handel fehlen auf der Königshütte gänzlich, der Einbau derselben würde kaum ausführbar und unter allen Umständen mit großen Kosten verbunden sein, daher die weitere Verfolgung der Versuche den Privathüttenbesitzern zu überlassen wäre. — Nachdem der Schlesische Verein für Berg- und Hüttenwesen sich mit Ende des Jahres 1861 aufgelöst hatte, interessierte sich in der Folge der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein ebenso warm für die Stahlfabrikation aus ober-schlesischem Roheisen. In der Vereins-sitzung vom 16. März 1864, in welcher der Jänisch'sche Bericht zu einer lebhaften Debatte Anlaß gab, machte Oberhütteninspektor Paul die Mitteilung, daß auf der Königshütte entsprechende Vorrichtungen zur Fabrikation von Bessemerstahl in Aussicht ständen und sich alsdann auch die Gelegenheit bieten werde, derartige Versuche im großen mit ober-schlesischem Roheisen anzustellen, und seien die Resultate dieser Versuche abzuwarten. Kurz darauf wurde nun auf der Königshütte ein kleines Bessemerwerk erbaut. Die ge-

machten Versuche ergaben wohl die Lebensfähigkeit des Bessenerprozesses auf Grundlage der oberschlesischen Koks- und Erzverhältnisse, aber an eine Verarbeitung des in Königshütte erblasenen Stahls war noch nicht zu denken, da sowohl der Fiskus als die privaten Werke bei der damals ungünstigen Lage der Eisenindustrie nicht geneigt waren, an die Herstellung der durchaus notwendigen mechanischen Vorrichtungen und an die vielen Neu- und Umbauten heranzugehen. Erst nachdem die Königshütte am 1. Januar 1870 aus fiskalischem Besitz in das Eigentum des Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck übergegangen und mit der Laurahütte am 1. Juli 1871 in eine Aktiengesellschaft „Vereinigte Königs- und Laurahütte“ umgewandelt worden war, begann für die Stahlfabrikation in Oberschlesien eine neue Epoche der Entwicklung. Die Vereinigte Königs- und Laurahütte ließ zunächst auf der Königshütte die alte Bessenererei umbauen, sowie ein Bandagenwalzwerk errichten und in Betrieb setzen; gleichzeitig wurde eine Fabrik für die Herstellung von Radsätzen für Eisenbahnzwecke erbaut. Die günstigen Betriebsergebnisse gaben die Veranlassung, daß im Jahre 1874 mit dem Neubau eines großen Bessenerstahlwerks nach den neuesten Erfahrungen der Technik und gleichzeitig mit der Errichtung einer Triowalzwerksanlage, hauptsächlich zur Herstellung von Eisenbahnschienen, begonnen wurde. Mit der fortschreitenden Technik der Stahlerzeugung und den gesteigerten Ansprüchen an die Qualität des Stahlmaterials für die verschiedenen Zwecke wurde es später nötig, auf der Königshütte auch noch den Martinbetrieb einzuführen. Die anderen oberschlesischen Werke folgten alsbald dem Beispiel der Königshütte, und so ist Oberschlesien nach und nach auf dem Gebiete der Stahlfabrikation konkurrenzfähig mit allen anderen Ländern geworden; ja die aus oberschlesischen Eisenerzen mit oberschlesischen Kohlen dargestellten Panzerstahlbleche für die Bekleidung von Kriegsschiffen übertreffen noch an Festigkeit die englischen Bleche. —

Ein oberschlesischer Faust.

Von

Oberlehrer Dr. J. Wahner, Gleiwitz.

Im Junihefte dieser Zeitschrift feierte ein Aufsatz von P. Kytzia, Roßberg-Beuthen O.-S., das Andenken zweier um Oberschlesien hochverdienter Männer, des preussischen Staatsministers friedericianischer Zeit, Freiherrn von Heinitz, und seines noch bedeutenderen Nachfolgers, des Grafen von Reden, und pries sie als Begründer des oberschlesischen Bergbaues und

unserer Montanindustrie. Unstreitig gebührt ihnen die Anerkennung, den Mineralreichtum Oberschlesiens in seiner Bedeutung für das Nationalvermögen erkannt und die Verwaltung des fiskalischen wie die Oberaufsicht des gesamten Berg- und Hüttenwesens in Oberschlesien organisiert zu haben.

Neben und nach diesen hervorragendsten Vertretern staatlicher Fürsorge sind der schlesischen Bergindustrie noch manche Förderer und Pfadfinder erstanden, die im engeren Kreise von Privatverwaltungen mit ihren Erfindungen und Neuerungen zunächst nur diesen dienstbar waren und daher nicht so bekannt wurden als jene. Umsomehr boten manche derselben dem fabelsüchtigen Gemüte der Oberschlesier Anlaß, ihren Gestalten sagenhafte Züge anzuhängen, die von ihnen gemachten Fortschritte in der Technik auf andere als natürliche Weise zu erklären, sie zu Übermenschen zu stempeln.

Wir denken hier vor allem an einen Zeitgenossen des Freiherrn von Heinitz, an den fürstlich Pleß'schen Kammerassessor Ruberg, an den heute noch das Forsthaus gleichen Namens zwischen Emanuelssegen und Myslowitz erinnert. Ihn hat die Sage an dem Schauplatz seiner ehemaligen Wirksamkeit zum Oberschlesischen Faust gemacht. Als solcher erscheint er wenigstens in dem 1825 zu Liegnitz auf Subskription erschienenen, jetzt fast verschollenen wunderlichen Büchlein von Karl Wunster, „Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint“.¹⁾

Hiernach war Johann Christian Ruberg im Jahre 1751 zu Isenburg in der Grafschaft Wernigerode am Nordharz geboren, von Eltern, deren Einkünfte durch die Stürme des siebenjährigen Krieges sehr geschmälert worden waren. Trotzdem suchten sie, selbst über ihre Lage hinaus, die reichen Anlagen des Knaben, der kühnes Auftreten und ausdauernden Fleiß verriet, auszubilden und zu fördern. Die bergmännische Laufbahn wählte er unter dem Eindruck der Hütten- und Grubenindustrie seiner

¹⁾ Unter diesem wenig zutreffenden Titel erzählt der Verfasser, weiland Prediger der unter dem Fürsten Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen-Pleß angesiedelten evangelischen Gemeinde Anhalt, Kr. Pleß, zunächst mit vielen eigenen Thaten jene „Sage vom schwarzen Brunnen“ und (unter der Überschrift „Die Frauenhaube“) von Babia, die uns im 1. und 2. Heft dieser Zeitschrift Prof. Scharnweber-Breslau in so ansprechender Weise vermittelt und gedeutet hat. Daran schließt sich, vermischt mit mythologischen und ethnographischen Notizen die Legende von der Erbauung der St. Klementzkirche in Lendzin und der in ein chronikales Gewand gekleidete Kloster- und Ritterroman „Der Grabstein im Kloster zu Aufschwitz“ (Oswiecim). Mit dem „Spaziergang nach Wessola“ führt Wunster uns in den Wirkungskreis Rubergs, um im Schlußstück „Der Urbanustag“ die Geschichte der Überführung der Anhalter Gemeinde von Koprz (Seiffersdorf), zwischen Bielitz und Krafau gelegen, zu geben und die Feier ihres 50. Gedenktages zu schildern, wie sie auf Betreiben des Predigers am 25. Mai 1795 der Fürst Heinrich von Anhalt-Köthen-Pleß in großmütiger Freigebigkeit ermöglichte.

Heimat und zeichnete sich bald durch reiche Kenntnisse in diesem Fache und einen unermüdblichen Forschergeist aus. Zweiunddreißigjährig wurde er von der Fürstin Luise Ferdinande von Anhalt-Köthen-Pleß, einer geborenen Reichsgräfin von Stollberg-Wernigerode, nach der freien Standesherrschaft Pleß berufen und nach einer längeren Studienreise in die gewerthätigen Länder Hannover und England mit der Leitung der schon damals nicht unbedeutenden Glashütte in Wessola betraut.

In dieser Stellung gelang es Ruberg zunächst, die oberchleßische Glasfabrikation mit der englischen konkurrenzfähig zu machen. Er wußte dem Glase eine Klarheit und Farblosigkeit zu geben, daß es nach Wunstors Versicherung sogar das böhmische Flint- und Krystallglas übertraf. Statt des bisherigen Betriebes mit Holz führte er die Steinkohlenfeuerung und infolgedessen die in Niederschlesien bereits bekannnten geschlossenen Hasen ein. Der veränderte Betrieb zog die ebenfalls Ruberg zugeschriebene Erschließung von Steinkohlen in Wessola nach sich.

Nicht zufrieden mit diesem Erfolge, machte sich Ruberg an die Erzeugung von Zink in metallischer Gestalt¹⁾ und stellte es aus Ofenbruch und Ofenschwamm²⁾ her, den er bald durch Galmei ersetzte. Ein unzufriedener Arbeiter verriet das Geheimnis, das man durch eine um das Werk gezogene Mauer ängstlich hütete, an die Königshütte.

Weiter suchte unser Forscher, um Karmin und Kochenille zu ersetzen, eine rote Farbe aus Mineralien herzustellen, alle geistigen Getränke, alle Essige auf leichtere und wohlfeilere Art als bisher zu erzeugen. Auffallend gebildete Retorten und andere Gefäße auf den Fabrikböden von Wessola gaben noch lange Zeit einen Beweis von den großen Plänen, mit denen er umging.

Hatte Ruberg dem ungebildeten Teile seiner Umgebung schon lange als Schwarzkünstler gegolten, welchen Ruf umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse früher leicht einbrachten, und trug seine Absonderung und sein geheimnisvolles Wesen noch mehr dazu bei, so schien er diesen Ruf später wirklich zu verdienen, seitdem er, nach Pleß als fürstlicher Kammerassessor berufen, unter die Alchimisten ging und gleich seinem prahlerischen Zeitgenossen Beireis, Professor in Helmstädt, Gold aus unedlen Metallen herzustellen versuchte.

In Lawki, einem Dorfe bei Anhalt starb Ruberg nach unrühmlicher Lebensführung in späteren Jahren. Höhere Kenntnis und Eitelkeit auf

¹⁾ Den ersten Versuch der Herstellung von Zink in metallischer Gestalt aus Ofenschwamm hatte 1796 Pentzky in Breslau gemacht.

²⁾ Ofenbruch und Ofenschwamm ist dasjenige, was sich bei der Schmelze der Eisenerze im Hochofen ansetzt.

der einen Seite, wie Unwissenheit und Furcht, ja abergläubische Bewunderung auf der anderen stempten ihn zum Faust.

Soviel läßt sich aus Wunsters romanhaft gefärbter Darstellung über Ruberg entnehmen. Interessant wäre es, neue weitere Quellen über diese für die Geschichte der oberschlesischen Industrie, wie es scheint, nicht unwichtige Persönlichkeit aufzuspüren, interessant auch, zu erfahren, ob und inwieweit sich bis heute in der Gegend von Wessola oder sonstwo im Plesser oder nahen Kattowitzer Kreise eine Erinnerung an die faustische Natur Rubergs im Volke erhalten und fortgeerbt hat. Sollte das fürstlich Ples'sche Archiv jener ganz entbehren? ¹⁾

Um so mehr angezeigt erscheint eine Neuuntersuchung dieser Frage, als Wunster auch mit seinen recht gelehrt klingenden Sagen nur allzusehr der Kritik bedarf. ²⁾

Nach beiden Richtungen die Forschung anzuregen, ist die Absicht vorstehender Zeilen, mit Erfolg sie angeregt zu haben, ihr schönster Lohn.

¹⁾ In einem späteren Hefte dieser Zeitschrift soll diese Frage Berücksichtigung finden. (Die Redaktion.)

²⁾ Vergl. Nehring, Erster Bericht über Aberglauben, Gebräuche, Sagen und Märchen in Oberschlesien in d. Mitteil. d. Schles. Gesellschaft f. Volksk. III. 1. S. 9, und Sivier, Oberschlesisch-polnische Volksagen und Märchen, „Oberschlesien“ Heft 6, S. 366.

Mundartliche Volksreime.

Im Dorfe Geseß bei Patschkau gesammelt und mitgeteilt
 von
 Karl Klings.

I. Wiegenliedchen.

1.

Schloof, mei Kindla, lange,
 Der Tud sitzt uff der Stange,
 A hoot 'n weißä Kittel oan,
 A möcht' dich garne mitte hoan.

2.

Schloofe, Kindla, feste,
 's kumma fremde Gäste,
 Kumma hinda und vorna rei,
 Wälla woll deine Poatha sein.

3.

Hunne trutte Windelkind,
 Ei dam Pusche gihd der Wind,
 Ei dam Toppe kocht doas Kraut,
 Ei der Wiege liegt de Braut.

4.

Hunne trutte sause,
 Wu wohnt der Vetter Krause? —
 Ei dam ruta Hause,
 Wu de weißä Gelta stärke,
 Wu se 's Geld mit Värtan massa,
 Do wohnt der Vetter Krause.

5.

Schloofe, Kindla, schloofe,
 Ein Goarta gihn zue Schoofe,
 A schworzes und a weißes,
 Und wenn de ne glei schloofa willst,
 Da kemmt doas schworz' und heiß dich.

II. Scherz- und Spottverse.

1.

Hoppfa Mila, hoppfa Mila,
 's Gansla ward dich heißa,
 Nim a Steckla, hau's uffs Köppla,
 's ward woll wieder weicha.

2.

Anton, schmär a Bratwoan,
 Eef' a Tigel aus,
 Joa de Koße naus,
 Eock a Hund rei,
 Pudel dättä!

5.

Korlamoan hoot Hoofa oan,
 Hoot vierundzwanzich Knöppe droan.

4.

Korlamoan hoot's Weib derschloan,
 Hoot's Kind derbissa, uff a Mist geschmissa.

5.

Augustin, de Hoofa brihn,
 Vetter Korl muß löschä gihn.

6.

Amand, siggste de Gafa?

7.

Franzla, nim de Kuhe beim Schwanzla!

8.

Hons Jörgla, mei Sohn,
 Koan ollerlä thun,
 Koan gigan, foan geiga,
 Koan Hoaberstruh schneida,
 Koan ackern, foan seen,
 Koan — — verstreem.

9.

O mei liebes Franzla,
 Kumm und rück azu,
 Wenn de wascht n' azu rücka,
 Wa ich dich recht eis £ — — zwicka,
 O mei liebes Franzla,
 Kumm und rück azu!

10.

Höllabänkla, Höllabänkla,
 Is ne weit vom Uba,
 Ale Weiber, ale Weiber,
 Sitza garne druba.

11.

Schneider meck, meck,
 De Schüffel vul Dreck,
 De Schüffel vul Wanza,
 Der Schneider muß tanza.

12.

Adam und Eva
 Ginga mitsomma no Heva,
 Adam hott' a Krug zuschloan,
 Eva sullde de Scherbe troan,
 Adam fruch eis Mäuseloch,
 Schmieß ihm de Eva de Scherbe anoch.

III. Kinderreime.

1.

Annla, mei Sammla.

Annla, mei Sammla, gih mit mir eis Dorf,
 Do singa de Vögel, do floppert der Storch,
 Do tanzt de Maus,
 Do kehrt de Kutsche de Stube aus;
 Do hoppst der Flug zum Fenster naus,
 A hoppst uff 'n Stän, a bricht a Bän,
 Do gihst a zum Boader und litt sich häla,
 A gitt 'hm kä Geld, do springt a eis feld,
 Der Boader anoch und schießt ihn eis —.

2.

Kringelreihe-Lied.

Kringel, Kringel-Kosta,
 Morne wa wer fosta.
 Morne wa wer Kucha backa,
 Übermorne Struh eihacka,
 Kickeriki!

3.

Brotbacken.

Backe, Brutla, backe,
 's Mahl is eim Sacke,
 Salz ei der Meste,
 Backe, Brutla, feste!

4.

Wenn die Knaben Pfeifen schneiden.

Kloppe, floppe Feifla,
 Schmeiß dich ei doas Teichla,
 Schmeiß dich ei a hohla Groaba,
 frassa dich de schworza Koaba,
 Schworza Koaba nech alläne,
 Der Hund hoot vier Bäne,
 De Koze hoot 'n langa Schwanz,
 supla, feifla, bleib mer ganz.

5.

Zieh ob, zieh ob,
 Ich ga dir 'n goldna Knopp!

6.

Am Ostermontage.

Aus schmacker um a Moolä
 Hooste käs, do leih' dir äs,
 Gimmer a Stückla Kucha,
 Looß mich ne lange pocha,
 Looß mich ne zu lange stiehn,
 Ich muß a Häusla weiter gihn.

7.

Fingerzählen.

Äs, zwe - e doch,
 fimmalla, fimmalla, foch,
 fimmalla, fimmalla, fimmallafei,
 fimmalla, fimmalla, foch —
 Wenn ich glei ne zehla foan,
 Zwanzich sein' ihr' doch.

8.

Abzählen.

Äs, zwe, drei, vier,
 Stoand a Mannla ei der Thür,
 Schlag de Trummel hinda naus,
 Pinka, pankfa, du bist aus.

9.

Käferlein auf der Hand.

Summerkafelerla flieg aus,
 flieg' ei der Muttergooteshaus,
 Summerkafelerla flieg hien,
 Wu ich wa übersch Juhr hienziehn.

10.

Guter Rat.

Bist de biese,
 Gih uff Scholza Wiese,
 findst 'n ala Hutt,
 Bist de wieder gutt.

11.

Zaudelboof.

Zaudelboof, wu gihste hien?
 Ei de Stoadt no süsse Bier.
 Süsse Bier ward sauer wan,
 Jakob ward a Pauer wan.

12.

Kinder, die sich vor dem Nikolaus nicht fürchten.

Vater unser, der du bist,
 Schmeißt a Nickel uff a Mist,
 Schmeißt a ne zu weit,
 Doaß a ne verschneit,
 Schmeißt a ei a Himmel,
 Doaß a ne verschimmelt!

13.

Wettergrüße.

's fängt oan zu träppan,
 's kimmt a Moan mit Äppan.

's fängt oan zu rann,
 's kimmt a Moan mit Schwann.

's fängt oan zu schnein,
 's kimmt a Moan mit Wein.

14.

Reiterlied.

Kalupp, kalupp zum Thure naus.
 Der Herr, da hoot a Haus gebaut,
 Vo Puttermilch und Sauerkraut.

15.

Versteckspiel.

Pinka, pankfa, wu stüht der Schrankfa?
 Uba oaber unda?

16.

Die Katzen.

Änse ale Mioße hoot sieba junge Miazla gehoat:
 Zwe grooe, zwe blooe, zwe fufeuerrute
 Und äs, wie de ale Mioße salberscht is.

17.

Scherzreime auf die Handwerker.

Bittner, Bittner, bumm, bumm, bumm,
 Dreimol üm de Tonne rumm.

Schusterpukah, mach mer a Poar Schuh!

Müller, Müller, Moahler,
 Der Sackvel kufst 'n Thoaler.

18.

Gelegenheitsverse.

Lutte, lutte, leier,
 's Stückla kufst 'n Dreier.

Nudel-, Nudelsoppe und Schöpfafläsch,
 Kocht de ganze Woche ne wäch.

Ich und du und Nofbersch Kuh,
 Nofbersch Esel, doas bist du.

Schuschusch scham' dich,
 Olle Leute sahn dich.

Ich wäß woas, ich wäß woas, ich toar's och ne soan,
 Ruffkatla, Schworzkatla hoot mich geschloan.

IV. Vermischtes.

1.

Scherzlied.

Mei Schotz is kugelrund,
 Wie Scholzas Pudelhund,
 fiegelkromme Bäne,
 Roabaschworze Zähne,
 Ei, doas sticht schien!

2.

Abschied.

Morne muß ich wandern,
 Zum Hinderthürle naus,
 Möchte garne bleiba,
 Der Hunger treibt mich naus.
 Olle Tage Prügelsuppe,
 fläsch wie ann' fingerkuppe,
 Putter, wie a Mückadreck,
 Vo dam Urte muß ich weg.

3.

Wenn die Kinder Brot essen.

Leier, Leier, Löffelstiel,
 Unse Kinder assa viel,
 Olle Tag' a Bihmabrut,
 Morne schlo ich se mausetut.

4.

Hirtenlied.

Brih, Feuerla, brih,
 Ich hütte ne garne de Küh,
 Ich hütte woll lieber de faula Ziega,
 Doaß ich foan beim Feuerla liega,
 Brih, Feuerla, brih!

5.

Die Obsthändlerin.

Bärna, Pflauma, Appelspala,
 Hätt' ihr doch woas dogehala,
 Hirse, Gries und Moh',
 Halt' euch och woas do!

6.

Den kleinen Kindern in die Hand gepatscht.

Hoofte 'n Thoaler, gih ei de Stoadt,
 Käf Dir a Kolb, gimmer 's holb,
 Derzune 's Schwänzla, Killifilenzla!

7.

Nasenzupfen.

Wo wohnt Niepel? — Ein Teiche.
 Woas macht a? — A lät Äer.
 Welches giebst mir? — 's gude. ('s schlechte.)

8.

Spielliedchen.

Bunmbaum, Glockenzaum,
 Kärchaspiße, Zippelmütze,
 Eott' a Tuta liega,
 A ward euch nimmeh kriegga.

9.

Spruch.

funda, funda — wiedergan,
 Gan, gan, — bleibt gan;
 Borga macht Sorga,
 Wiedergan macht Finstersahn.

10.

Kinderweisheit.

„Josla, kumm runder, 's dunert!“
 „Ich hürsch huba oa.“

11.

Vogelstimmen.

Der Zeisig: Zäh, zäh, Ziegafläsch is zäh.
 Der Pirol: Kärshaglührut! Kärshaglührut!
 Der Fink: Schuschuschuschusch, konnst ju ne buschtoabiern.
 Die Schwalbe: Kittel flicka, Kittel flicka, ho kann Zweren.

12.

Jungenübungen.

1. De Koße tritt de Treppe krumm.
2. 's flug amol a Storch dorchs Jungferndroffer Dorf dorch.
3. Wie der Hund mit der Worscht üm a Ringstän springt!
4. Kärner Kärshners kläne Kinder kenna käne Kärshakarne käun.
5. Hons hackte Holz hinder Herrns Hause,
Hotte Herrns Häckla, hackte hundert Häffla.

Franz und Marie.

Von

Paul Albers, Ratibor.

Unfern der österreichischen Grenze liegt das oberschlesische Dörfchen B... weltentrückt und weltverlassen. Frau Industrie hat mit ihren lärmenden Gefährten, den Schloten und Hochöfen, Fabriken und Maschinen in jener Gegend noch keinen Einzug gehalten. Die Luft, die über den sanften Hügeln, den grasreichen Thälern und dunklen Nadelwäldern weht, ist deshalb jungfräulich rein. Ackerwirtschaft und Viehzucht bilden die ausschließliche Erwerbsquelle der genügsamen, slavisch-mährisch redenden Bevölkerung. Kein übermäßiger Reichtum, keine krasse Not schreit polternd in die Welt hinein. Die Eisenbahn führt nicht in unmittelbarer Nähe an dem Dörfchen vorüber, aber eine gute Chaussee läuft schnurstraks hindurch. Die Anwesen der Dörfler sind größtenteils hölzerne, weißgetünchte und mit Strohschoben gedeckte Hütten, eine jede umgeben von einem Gärtchen, in dem Gras und Unkraut nach Herzenslust wuchern, Sonnenblumen ernst und philosophisch zum Himmel blicken und krumme Pflaumenbäume saure Quetschken tragen.

Zwei Häuser aber stechen ihre Genossen durch imposanteres Äußere aus — zwei Nachbarhäuser: Der Siefierasche Gerichtskretscham und das aus Backsteinen gemauerte Wohnhaus des reichen Erbrichtereibesitzers und Ortserhebers Johann Scheffczyk. Er heißt im Munde der Leute nur „der Reiche“. Nach ihren Anschauungen ist er ein Krösus. Denn er besitzt zwei Grundstücke; das eine ist fünfzig Morgen, das andere — die Erbrichterei — einhundert und siebenzig Morgen groß.

Wenn der Erbrichter am Donnerstagswochenmarkte im Nachbarstädtchen H... seine Ernte feilbietet, steigt er nur im „Hotel“ am Ringe bei Kuberek ab. Das ist das „erste“ Hotel. Ein zweites giebt es allerdings

nicht. Dort läßt er was draufgehen: sechs „Kißlings“ und eine ganze „Döslauer“. Er trinkt mit Behagen und will gesehen werden; er schlägt auf seine mit Silberthalern gespickte Geldkassette und erzählt . . . er erzählt mit leuchtenden Augen und breiter Stimme von seinem ältesten Sohne, dem Franz.

„Ja, ja, mein Sohn“ — prahlt er unaufhörlich im harten, gebrochenen Deutsch, „das ist ein Kerl! ein Teufelskerl: Die Mädels sind alle hinter ihm närrisch — na, er bekommt aber auch einmal was mit! Ich werde ihm die Erbschere überlassen; er zahlt nur seinen jüngeren Geschwistern aus. Drum wächst in unserem Dorfe auch keine Frau für ihn . . . er muß eine steinreiche heiraten . . . Reich gehört zu Reich!“

In ähnlichen Zukunfts träumen lebte auch Mutter Scheffczyk. Franz dagegen zerbrach sich über solche Dinge noch nicht den Kopf. Er war ja erst vor kurzem einundzwanzig Jahr alt geworden, half tags über tüchtig in der Wirtschaft der Eltern, saß des Abends bei Siekiera im Kretscham, zahlte bar, was er verbrauchte und vertrank und war sich wohl bewußt, daß er in den Augen seiner Altersgenossen den Gegenstand des Neides, in den Herzen der Dorfschönen aber den Gegenstand stillen Verlangens bildete. Besonders bei den „Musiken“ war er Hahn im Korbe. Drohten ihm bei derartigen Gelegenheiten seitens der übrigen bäuerlichen Jeunesse dorée etwa Mißheiligkeiten, so söhnte er die erregten Gemüter dadurch aus, daß er ein „Achtel Bayrisch“ zum Besten gab und auf seine Kosten paar Extratänze aufspielen ließ.

Heute ging's schier lustig im Dorfkretscham zu.

Der Gastwirt hatte vom Herrn Amtsvorsteher den Erlaubnisschein „bis Mitternacht“ erhalten; er brauchte also erst zwölf Uhr nachts Feierabend zu gebieten.

Festlich geschmückt prangte der Tanzsaal. An den in die Mitte der Zimmerdecke eingeschlagenen Haken, der gleichzeitig die Petroleumlampe hielt, waren von den vier Ecken des Saales her Spagaten geknüpft; diese, mit zahlreichen farbigen Papierstreifen geschmückt, stellten gewissermaßen Guirlanden dar. Grüne Tannenzweige verdeckten unsymmetrisch die Blöße der Wände. Außer diesem Schmuck hatte der Saal auch noch drei Gemälde im Öldruck aufzuweisen: bunte Bildnisse des deutschen Kaiserpaares und eine phantasiereiche Darstellung der Schlacht bei Königgrätz.

Sechs Dorfmusikanten standen auf einem erhöhten Podium und bliesen mit vollen Backen, wie's gerade einem jeden beliebte, in die Trompeten und Posaunen hinein. Wunderliche Töne gaben die Blechinstrumente von sich, aber immerhin klangen doch einige Walzer und Polkafakte hindurch.

Auf langen Bänken, die ringsherum an den vier Wänden aufgestellt worden waren, saßen die Bäuerinnen und Dorfmadchen, liebe, gesunde, herzige Gestalten! Sammt und Seide trugen sie nicht zur Schau, sondern nur kurze, bunte und unsäglich gesteierte Kattunröckchen. Schade nur um die schlanken Hüften! Von diesen entdeckte man nichts, da jede Tänzerin ihren ganzen Vorrat von Unterröcken auf dem Leibe trug. Der rote Spenser umspann die üppigsten Brüste und auf den Köpfen nickten und wackelten beim Galopp angestellte Kränze aus flittergold und scheckigen Papierblumen.

Hinter dem „Schanckfaß“, einem hölzernen Tische, der sich in der einen Ecke des Tanzsaales befand und diesen von dem „Gastzimmer“ oder „Herrenstübchen“ trennte, kredenzte der dicke Gastwirt „einfach Bier“, Schnaps, „Bayrisch“, Cyderwein, Limonade und gefärbtes Selterwasser.

Nur während der Pausen umdrängten die jungen Burschen das Schanckfaß, tranken, pafften Vierpfennigigarren, trugen hin und wieder Erfrischungen ihren Tänzerinnen zu, unterhielten sich lärmend nach ihrer Art und redeten sich mit den seltsamsten Kosenamen an, wie: „goldenes Brüderle! Donnerwetter Du! goldenes Spitzbüberle!“ Sobald aber die „Musik“ ertönte, drehten sich gleichzeitig fünfzehn bis zwanzig Paare jauchzend, stampfend und schreiend in dichtesten Staubwolken um die eigene Achse. Die Atmosphäre glich nach und nach derjenigen, die etwa ein Heizofen in einer Glasfabrik ausströmt. Sie störte indessen die lebensfreudigen Dorffinder nicht.

Im „Gastzimmer“ hatte es sich Herr Lehrer Breitkopf, Gemeindevorsteher Kotremba, Gendarm Hesse und der Herr Inspektor Füllbier vom benachbarten Dominium bequem gemacht. Lebhaft disputierten diese Dorfhonorationen über die neuesten politischen Nachrichten, die das katholische Lokalblättchen der Kreisstadt eben gebracht hatte.

„Wo ist denn nur der Franz Scheffczyk?“ schrieen jetzt einige junge Bauerburschen in den Trubel und das Gejauchze der Tänzer hinein. „Er soll etwas zum Besten geben! Der kann's ja! Der hat Geld!“

„Heut ist er von der Marikka Zuchannek nicht loszubekommen — freischte eine junge Bäuerin, die sich's am „Schanckfaß“ allzugütlich angehan hatte und nun wie eine Pöonie glühte. — „Das dumme Ding, die Marikka! Sie glaubt wirklich vielleicht, daß er sich auf ihre verschuldete Häuslerstelle und die zehn Morgen begeben wird! Der Franzek könnte heut Nacht lieber zu mir kommen . . . „Meiner“ ist schon ein halbes Jahr in Bottrop auf Arbeit.“

Die Burschen lachten roh und umarmten und küßten die trunkene Frau. Aber diese hatte doch Recht.

Franz war heut von der Marikka Zuchannek nicht loszubekommen. Er saß neben ihr in der äußersten Ecke des Tanzsaales. Sie sah recht allerliebste aus, das stille, sanfte Dorfmädchen.

„Woher hast Du denn das schöne, neue Kleid und die blaue Schürze?“ fragte er.

„Ich war dies Jahr in Schillersdorf auf Dominalarbeit; dort hab' ich mir paar Thaler erspart“, erwiderte Marie schüchtern.

„Weißt Du!“ sagte er nach längerer Pause mit leuchtenden Augen — „Du kommst mir heut so hübsch vor, wie noch nie! Du bist doch die hübscheste hier von allen Mädeln.“

„Sprich nicht so dummes Zeug, Franz“, wehrte das Mädchen unwillig ab, „was willst Du nur von mir? Du bist der reichste Bauernsohn im Dorfe und ich bin eine arme Häuslertochter. Ich hab' freilich nur noch einen Bruder, der sich in Westfalen verheiratet hat; aber was bekomme ich denn einmal mit? Höchstens tausend Mark oder die kleine Häuslerstelle. Deine Eltern schauen nach Geld — Du kannst mich nicht heiraten und — das And're mag ich nicht. Ich bin ein ordentliches Mädchen! Geh' lieber von mir weg!“

„Ich gehe nicht weg!“ warf Franz trotzig ein. „Erst trinken wir zusammen eine Flasche Apfelwein und dann tanzen wir den ganzen Abend miteinander.“

Er sprang auf, lief zum „Schankfaß“ und holte Wein und Gläser. Sie hatte gar keine Zeit „nein“ zu sagen und hätte es — vielleicht auch nicht gethan. Franz war doch der schönste Bursche im Dorfe.

Marie und Franz tranken den Wein gemeinschaftlich aus, die Wangen des Mädchens brannten, wie ihr Herz und ihre jäh erwachte Leidenschaft. Bald drehten sich die beiden glücklichen Dorfkinder im wilden Tanze umher; fest preßte der Bursche mit kräftigem Arm die üppige, jugendliche Gestalt an sich, die bis in's Innerste erbehte.

„Komm' mit heraus, Marikka!“ flüsterte er heiß und begehrend.

„„Nein, ich gehe nicht!““

„Aber Du mußt!“

„„Wenn ich muß? — Na, höchstens auf ein viertel Stündchen! Es ist hier so stickend; ich will Luft schöpfen!““ . . .

Verstohlen schlichen die Beiden aus dem Tanzsaal.

Hinter dem Dorfkretscham lag das stille, weite Feld.

Milde, laue Septembernacht dehnte sich; der Himmel hatte den schönsten und prunkendsten Sternenmantel um seine Schultern gelegt; verlangend goß der Mond eine Flut von silberweißen Strahlen auf Wiesen und Wälder. „Schlafst nicht — raunte er leise und weckte die träumenden Bäume — die

Nacht ist die Zeit der Liebe!“ Und Liebe und Inbrunst strömte durch die Natur.

Franz und Marie schritten die engen Feldraine entlang; immer weiter und weiter, bis der letzte schrille Ton der Dorfmusik verklungen war. Sie schritten weiter bis zur Schlucht am Waldesrande. Dort setzten sie sich in das hohe Riedgras nieder, umarmten einander zärtlich und genossen des Lebens unendlichste Lust.

Die weißen Silberstrahlen des Mondes umflossen ihr Liebeslager und tönten leis, leis hinauf zu den ewigen Sternen:

„Liebe, Du heilig' Geschenk der Natur! Deine Wonne beseligen den Wurm im Staube und das sehrende Herz der sterblichen Menschen! Wen Du umgarnst, der vermag Dir nicht zu widerstehen! Du vergoldest die weißgetünchten Wände der Lehmhütte und überstrahlst mit Deiner Pracht das Gold der Paläste! Nur Du bist echt! Nur Du bist wahr! Mag sich das Purpurgewand der Fürstin auch länger sträuben, als das Einnenhemd der Bäuerin — sie sinken . . . sie sinken dennoch, dennoch beide nieder“ . . .

2.

Zuchanneks Häuschen lag am Ende des Dorfes, fast ein Kilometer entfernt von der Scheffczyk'schen Erbrichterei. Sein Dach umfaßte nur wenige Räume: ein Wohnzimmer, das gleichzeitig den Zuchannek'schen Eheleuten als Schlafgemach diente, eine Küche, in der Marikka ihr Nachtlager aufgeschlagen hatte, und angrenzend noch einen Stall, in dem eine Kuh, eine Ziege und ein Schwein gepflegt wurden.

Das Mädchen hatte bald darauf, nachdem es Herz und Ehre an den reichen Erbrichtersohn verschenkt, sein Bettchen so dicht an das niedrige Küchenfenster gerückt, daß es das leiseste Pochen an die Scheiben selbst in Schlafe vernahm.

Fast allabend erklang auch ein leises Pochen, fast allabend öffnete sich auch das Fensterlein und fast allnächtlich flog ein unendliches Glück auf den goldenen Fittichen der Liebe in die kleine Mädchenkammer.

Monate hindurch währte dieses Glück.

Mariens Eltern ahnten nichts Böses, — auch Franzens Eltern nicht, obwohl ihnen das plötzlich stille, in sich gekehrte Wesen ihres früher so lebenslustigen Sohnes auffiel.

Aber die Nachbarn zischelten, die gallebitteren Nachbarn und der Dorfplatz regte sich, und der Neid, der jedes Menschenglück zerstört, begann seine schmutzige Minenarbeit.

Eines Sonntagsnachmittags, als sich der alte Zuchannek bereits in der Vesperandacht befand und zu dem lieben Herrgott, mit dem der Land-

wirt doch so viel über Wetter und Ernte zu reden hat, inbrünstig betete, schlich sich die Auszüglerin Katharzina Baschista in die Zuchannek'sche Hütte.

Diese alte Klatschbase wußte alles! Sie hörte das Gras wachsen, erschnüffelte, wenn sich eine junge Bauerndirne vergangen hatte, rechnete jedem Berginvaliden und Pensionär nach, wieviel er Pension bezog und wußte natürlich auch ganz genau, wie es um die Marikka stand. Den alten Mathias Zuchannek hatte sie nach der Kirche humpeln sehen, die Tochter war ihm bald dorthin nachgefolgt, folglich mußte sie Mutter Zuchanneken allein zu Haus antreffen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ piepste sie mit ihrer weinerlichen, giftgalligen Stimme. „Ja, ja, Frau Nachbarin! Ich woll's Euch ja nicht verraten, aber die Leute reden schon davon! Ich sage lieber gar nichts. Denn man soll kein böses Blut machen . . . Ich bete immer auf meinem Rosenkranz, daß alle Menschen recht gut und brav bleiben möchten! Wie schön wär's doch, wenn alle Menschen gut blieben! Aber die Welt ist zu schlecht! Viele Menschen verfallen dem Teufel. Manchmal werden sogar die eigenen Kinder schlecht, Frau Nachbarin! Doch ich sag's lieber nicht, denn Ihr möchtet viel Sorge und Ärger haben, wenn ich's Euch sagte. Am besten ist's, ich gehe, wie ich gekommen bin. Gelobt sei Jesus Christus! Nur noch ein einziges Wörtchen. Eure Tochter — ja, die ist so weit!“

Der alten Marianna Zuchannek fiel bei diesen Worten der bunzlauerne Topf, aus dem sie ihren dünnen Sonntagskaffee trank, aus der Hand und zerbrach mit schrillum Ton auf dem Lehm Boden.

„Katharzina, was sprichst Du für böse Sachen?“ rief sie.

„Ich? Nachbarin, ich? Ich sag' ja gar nichts! Nur die Leute sagen's. Fragt nur die Marikka — die weiß es besser! Und den Franz Scheffezyk! Der war doch auch dabei! Jetzt muß ich in die Kirche, sonst verpasse ich den Segen, und an Gottes Segen ist alles gelegen! Gelobt sei Jesus Christus!“

Im Handumdrehen hatte sie das Zimmer verlassen — die Betschwester, die Unheilstifterin, die Unholdin, die „fromme Katharzina“; so wurde sie im ganzen Dorfe genannt.

Hohnlächelnd schaute sie wohl noch an zwei oder drei Mal nach der Zuchannek'schen Hütte zurück, spuckte aus und zischte voll dämonischer Freude vor sich hin: „Jetzt hat sie's! Jetzt hat sie's! Der Kaffee wird bitter schmecken!“ Danin lief sie nach der Kirche, bekreuzte sich wiederholt unterwegs und stimmte im Gotteshause, was die Kehle eben aushalten konnte, in den Ambrosianischen Lobgesang ein: „Großer Gott, dich loben wir!“

Auch die alte Marianna Zuchannek kniete auf dem Lehm Boden des Zimmers nieder und sprach in ihrer Herzensangst mit dem Herrgott. „Ver-

gib uns unsere Schuld — betete sie in mährischer Sprache — wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“

Freilich fand noch ein heftiger Auftritt zwischen Mutter und Tochter statt. Marie war früher aus der Kirche zurückgekehrt als der Vater.

„Was hast Du uns für eine Schande bereitet? Marikka! Marikka! was hast Du gethan?“ rief ihr die schwergefränkte Mutter entgegen, deren Seele zwischen Vorwurf und Mitleid zitterte.

„Gold'nes Mütterchen, liebe Mutter — flehte das Mädchen — vergibt mir, vergibt mir! Ich hab' ihn so lieb den Franz! So lieb, wie Ihr den Vater lieb habt! Ja, es ist alles wahr! Verzeiht mir, sonst ertränke ich mich. Franz wird mich heiraten, er hat's versprochen! Er ist mir gut und wird mich nicht betrügen. Gold'nes Mütterchen, liebe Mutter! Ich gehe auch nicht mehr aus dem Hause. Ich will meine Schande vor der Welt verbergen, bis er mich geheiratet hat. Ich weiß, sein Vater schaut nach dem Gelde, aber Franz wird für mich bitten — er hat mir's versprochen und er ist mir gut . . . Goldenes Mütterchen, verrätet dem Vater nichts, sonst ertränk' ich mich im Teiche.“ —

Schluchzend warf sich das arme Kind zu Füßen der alten Mutter.

Das Mutterherz hatte ja bereits längst vergeben.

Marie verließ seit jener Stunde das elterliche Haus nicht mehr.

Aber die Nachbarn zischelten, die gallebittern Nachbarn und die giftige Zunge der frommen Katharzina Baschista ruhte nimmer.

Frau Katharzina übte ihre menschenfreundlichen Werke mit Vorliebe am Sonntage. Dieser Tag schien ihr dafür der geeignetste.

Schon acht Tage darauf, nachdem sie die „frohe Botschaft“ in die ärmliche Häuslershütte getragen, trug sie sie auch in das stolze Gehöft des reichen Erbrichters.

In diesem Falle wählte sie eine Stunde, in der sie das männliche Oberhaupt der Familie allein antraf. Sie richtete es immer sehr geschickt ein, die Katharzina, und erwog stets ihren Feldzugsplan, wie ein erfahrener General.

„Gelobt sei Jesus Christus, Herr Scheffczyk — begann sie auch hier ihre Anklage — seid Ihr doch ein glücklicher Mensch! Ihr habt ein Recht stolz zu sein, denn Ihr seid der reichste und angesehenste Mann im Dorfe . . . Erbrichter, Ortserheber, Mitglied des Kirchenvorstandes und — wie lange wird's dauern, wählen Sie Euch zum Gemeindevorsteher.“

Damit hatte die Schwägerin in's Schwarze getroffen. Gemeindevorsteher zu werden, war das Ziel aller Wünsche, die Scheffczyk in seinem Busen nährte. Er schmunzelte eitel und seine kernige Reckengestalt wuchs um einige Zoll.

„Ja, Ihr könnt stolz sein! Auch auf den Franz könntet Ihr stolz sein; denn er ist der schönste Bursch im Dorfe, fleißig und nüchtern. Wenn nur nicht — —. Solch' ein Kerlchen müßte sich das reichste Mädchel aus der Umgegend heiraten! Da kenn' ich die Anna Gretschel aus Kösnitz bei Leobschütz. Die bekommt zwanzigtausend Mark Mitgift, und die Brigitta Andreszko aus Mischanna bei Loslau, — sie ist eine Waise und besitzt ein Muttererbe von fünfzehntausend Mark . . . Das sind Mädchel! Aber — ne, wüßt' Ihr! . . . Pfui!“

Johann Scheffczyk schnellte von dem hölzernen Stuhle blitzschnell empor und stieß ihn zu Boden. Sein Gesicht rötete sich; seine Augen quollen hervor. Denn er war jähzornig, bis zur Raserei jähzornig. Das lebhafteste, mährische Blut rollte in seinen Adern.

„Was schwätzt Du da, alte Zigeunerin?“ schrie er mit drohender Stimme und ballte die nervigen Fäuste.

Hurtig, wie ein Wiesel, sprang die dürre Katharzina zur Stubenthür hinaus, denn sie fürchtete böse Liebe. Auf der Thürschwelle rief sie höhnisch in's Zimmer zurück:

„Das Bettelmädchel, die Marie Zuchannek sponsiert Dein Franz; er will sie heiraten. Sie ist schon so weit.“

fort war sie, die alte Vettel

Sinnlos vor Wut lief der Erbrichter im Zimmer herum. Die Gläser, die auf dem Tische standen, warf er zu Boden, daß sie in Scherben sprangen. Eine Schüssel schlug er an die Wand. Nach einem dicken Eichenknüppel griff er und fuchtelte mit ihm durch die Luft. „Wart' nur! Wart' nur! — brüllte er — kurz und klein schlage ich Dich, Du Donnerwetter! Das Frauenzimmer muß unter meinen Händen krepieren.“

Als sein Eheweib das Zimmer betrat, teilte er ihm die böse Nachricht lärmend mit.

Frau Scheffczyk besaß nicht das sanfte Gemüt der Frau Zuchannek. Sie war von Natur aus heftig und während der Ehe durch das Beispiel ihres Lebensgefährten noch heftiger geworden.

Deshalb beruhigte sie auch jetzt dessen stürmische Wutausbrüche nicht, sondern stimmte in seine Drohungen und Verwünschungen mit ein. Vornehmlich galten solche aber der armen Marie Zuchannek, die es gewagt hatte, durch Teufelskünste den reichen Erbrichtersohn zu umgarnen und um seine Zukunft zu bringen. Denn welches reiche Mädchen würde ihm nun die Hand reichen, ihm, dem Vater eines unehelichen Kindes? Dies galt ja im Dorfe für einen Junggesellen als größte Schande mit.

„Er muß Dir alles gestehen, wenn er nach Haus kommt — rief Frau Scheffczyk heftig. — Ich will 'mal zur Nachbarin Siefiera gehen, um

zu beraten, was zu thun ist! Der Herr Pfarrer muß auf der Kanzel vermelden, daß das schlechte Frauenzimmer aus der Gemeinde gejagt wird! So eine Schande! So eine Schande!"

Sie warf das türkische Umschlagetuch um den Kopf und lief mit lautem Schluchzen und Jammern zu der Schänkerfrau.

Im Dorfe stehen die Interessen der Einzelnen dicht beieinander und nimmt Einer am Anderen regeren Anteil, als in der Stadt. Haß und Liebe reden hier lauter, elementarer.

Franz Scheffczyk ahnte nicht, welche Demütigungen und Erniedrigungen ihn heut noch zu Haus erwarteten. Er hatte den ganzen Abend heimlich bei der Geliebten verbracht und mit ihr goldene Zukunftsträume aufgebaut. Er hoffte bestimmt, das Herz der Eltern zu erweichen und den Heiratskonsens von ihnen zu erhalten, zumal ja für ihn ein zwingender Grund zu der ersehnten Verehelichung vorlag. Marie fühlte sich im sechsten Monat Mutter. Oft sah ihn das Mädchen mit angst erfüllten, thränenumflorten Augen an; nur seine zuversichtlichen, tröstenden Worte bannten die Furcht aus ihrem Herzen und schafften darin stiller Glückseligkeit Raum.

Als er die Geliebte heut — es war am 9. August — gegen halb zehn Uhr verließ, sah sie ihm noch lange, lange träumend nach. Der weiße Mondschein umfloß die schlanke, stolz aufgerichtete Gestalt des jungen Mannes. So schön, so stolz würde sicher auch das Knäblein sein, das sie unter dem Herzen trug . . .

Franz öffnete leis die Pforten, um sich unbemerkt nach dem Heuboden über dem Rindviehstalle zu begeben, wo er mit dem Knechte Cyprian Koschützki zu nächtigen pflegte.

Allein, der Erbrichter wartete mit zurückgehaltenem, glühendem Atem im dunklen Hausflur auf den Sohn, um mit ihm scharf in's Gericht zu gehen. In seiner Linken hielt er einen daumdicken, mehrfach zusammengezwundenen Strick.

„Franz, hier herein!“ schrie der Wüterich dem Eintretenden entgegen und zerrte ihn in das Wohnzimmer. „Wir haben miteinander zu reden! Ist es war, daß die Bettlerin, die Marie Suchannek so weit ist? Gestehe! Gestehe, Du Donnerwetter! Hast Du ihr die Ehe versprochen? Gestehe! Gestehe!“

„Ja, Vater — entgegnete zitternd Franz — ich bin der Marikka gut und will sie heiraten.“

„O du Hundsblut donnerwetterches!“ brüllte, seiner Sinne nicht mehr mächtig, der Erbrichter, indem er unbarmherzig mit dem Stricke auf den Sohn einhieb, der wehklagend aus dem Zimmer stürzte und in's Freie lief.

Im Siefieraschen Wirtshause saßen noch der Bauer Marcellin Benczeß und der Häusler Josef Skoruppa bei einer „Berlinka“ Branntwein.

„Hör' nur — sagte der letztere aufhorchend — was es bei dem „Reichen“ drüben giebt! Ist das ein Lärm! Der Mann will ein Katholik sein! Er sollte sich schämen! Er prügelt den Franz.“

„Ja, 's ist wegen der Marikka — entgegnete Benczeß — der Franz hat sie so weit gebracht. 's ist schade um den Jungen und um das Mädchel. Der Junge ist nicht schlecht, er möcht' sie ja heiraten, aber die Alten geben's nicht zu, weil sie ihnen „zu wenig hat“. Der „Reiche“ weiß doch auch noch nicht, wie er einmal sterben wird! Uns verachtet er alle im Dorfe. Mancher, der früher auf Geldsäcken gefessen, ist später mit dem Bettelsack herumgezogen.“

„'s ist eine Schande — bekräftigte Skoruppa, indem er in einem großen Bogen auf den Fußboden spukte — der Franz, der arme Kerl kann sich ja jetzt nicht mehr auf der Straße sehen lassen. Geprügelt hat er ihn, wie einen Schuljungen! Pfui, 's ist eine Schande!“

3.

Schluchzend versteckte sich Franz, als er das Wohnhaus verlassen, in dem Wagenschuppen. Er schämte sich, sein Nachtlager aufzusuchen; denn Cyprian, der Knecht, mußte die Schläge, den Lärm und sein eigenes Wehgeschrei gehört haben. Er schämte sich, die Dorfstraße zu betreten, denn die Leute standen in der Nachbarschaft noch vor den Hausthüren. Sie hatten, teils aus Neugierde, teils aus Schadenfreude den häßlichen Auftritt belauscht. Es schämte sich auch, an Marikkas Fenster zu klopfen; denn seine Augen waren vom Weinen angeschwollen und seinen Rücken bedeckten unzählige blutunterlaufene Striemen. Was sollte nun aus ihm werden? was aus Marie? was aus dem Kinde, das sie unterm Herzen trug?

„Wenn ich die Marie nicht heiraten kann — seufzte er — ist's schlimm für mich! Was soll ich da noch auf der Welt?!“

Er verließ den Wagenschuppen, stieg über den Jaun und ging in's Feld — wohin? er wußte es selbst nicht.

„Heda! wohin? wohin?“ rief ihm der Nachtwächter Brilka von der Dorfstraße nach.

„Laß mich in Frieden — lehnte Franz unwirsch jede Unterhaltung ab — heut muß ein Ende gemacht werden.“

Drauf eilte er raschen Schrittes weiter nach dem Weizenfelde seines Vaters. Dort standen die Weizenpuppen, die er selbst mit kerniger Faust gebunden hatte. In langen Reihen standen sie da auf dem Stoppel, vom

Silberschein des Mondes überflutet. Tänzerinnen glichen sie, mit leicht vornübergebeugten Köpfen.

Franz streichelte einige dieser Puppen und befühlte die schweren Ähren. Er weinte bitter: Hier war doch Reichtum genug! Er hatte ihn mit erwerben helfen! Reichtum keimte in seinen starken Armen und Muskeln! Warum dachte der Vater nur gar so hart und habgierig!

„Franz, Du gehst wohl auf Wache?“ rief plötzlich vom nahen Walde eine kräftige Stimme herüber.

Der Angerufene zuckte, wie ein Verbrecher, zusammen. Und doch war er noch keiner! Sein einziges Verbrechen bestand in der Liebe!

Drüben stand, an eine uralte Linde gelehnt, der Hilfsförster Goell aus Forsthaus „Quo vadis“. Er war auf Nachtpatrouille ausgezogen; denn bei Mondschein wurde stark in dieser wildreichen Gegend gewildert.

„Ja, sie stehlen sehr“, erwiderte Franz verlegen. Denn er glaubte, es lese ihm noch jedermann seine Schande und die Tracht Prügel im Gesichte ab.

Er stieg vom Felde in die Schlucht hinunter. Das war dieselbe Schlucht, in der ihm Marie das erste Glück der Liebe geschenkt! Er dachte daran. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen. Wie von einer geheimen Macht gezogen lief er schnurstracks nach Zuchanneks niederer Hütte.

Alles lag ringsherum im tiefsten Schlaf und Frieden. Nur der Hofkötter schlug an; als er aber den allnächtlichen Gast witterte, wedelte er mit dem Schwanz und kroch wieder in seine Bude zurück. Es war inzwischen elf Uhr geworden . . . Alles träumte, auch sie, an der Franzens junges, heißes Herz hing. Sie träumte von Eheglück und Mutterschaft — —

Kaum hörbar pochte er in gewohnter Weise an das kleine Küchenfensterchen. Marie aber hörte doch das Klopfen im Traume.

„Ich komme hinaus — flüsterte sie — wart' an der Hausthür.“

Die Hausthür war nicht durch ein eisernes diebsfestes Schloß, sondern nur durch einen hölzernen Pflock, der in einer Haspe steckte, verriegelt.

Geräuschlos zog das Mädchen den Pflock aus der Haspe und trat barfuß, nur mit einem rotgeblühten Kattunröckchen, einer dünnen Jacke und einem gelben Halstuch bekleidet aus der Hütte in die stille Nacht hinaus.

„Marikka — jammerte Franz — Schlimmes ist geschehen!“

„Hast Du Deinem Vater gestanden?“ fragte die Geliebte bestürzt.

„Ja, er hat mich furchtbar geprügelt und bei allen Heiligen geschworen, daß ich Dich nicht heiraten darf.“

„O Gott! O Gott! Das ist erst der Anfang! Wie wird es noch kommen?“

„Es muß ertragen werden“, tröstete der Bursche. — „Geh' schlafen! Ich gehe auch nach Haus. Es ist schon spät.“

„Nein! Nein! Ich gehe mit Dir!“ rief Marie leidenschaftlicher denn je, indem sie den Leib des Geliebten mit heißen Armen umschlang.

Wortlos gingen die Beiden jetzt eine Zeitlang die Dorfstraße dahin. Plötzlich blieb das Mädchen stehen und sagte, sich zärtlich an den Begleiter schmiegend:

„Es ist eine Schande, weiter zu leben. Das beste ist, wir erhängen oder ertränken uns. Warte ein wenig hier.“

Hastigen Schrittes lief es nach dem Gehöfte des Vaters zurück, aus dem es bald, mit einer Schaufel über der Schulter, wiederkehrte.

„Was willst Du denn mit der Schaufel?“ fragte Franz verwundert.

„Komm nur weiter. Mit einem solchen Grabscheit gräbt der Totengräber die Gräber.“

Dem Burschen lief's kalt durch Mark und Bein; aber Marie zog ihn mit sich fort, bis sich ein Weg von der Dorfstraße nach den Feldern zu abzweigte.

Hier blieb sie stehen, sah dem Geliebten liebevoll, aber entschlossen in's Auge und sagte herb:

„Franz, entweder gehen wir rechts in's Dorf hinein und ersäufen uns im Teiche, oder wir gehen in's Feld hinein; Du erschlägst mich mit dem Grabscheit und nimmst Dir nachher selbst das Leben.“

Franz hatte keinen Willen mehr. Sein Wille ging auf in dem des seelenstarken Weibes. Er dachte an die schmählichen Züchtigungen, die er vor wenigen Stunden erlitten; er fürchtete, in den Augen der Geliebten noch verächtlicher zu erscheinen, wenn er jetzt feig davonlief.

„Wenn Du's haben willst“ — entgegnete er mit zitternder Stimme — „so erschlag' ich Dich. Ich häng' mich nachher im Wald' auf.“

Sie führte ihn bis zu dem Acker, den sein Vater von der Witwe Rominik gepachtet hatte. Der Acker war frisch gestürzt. Vier Schritt von einer Furche übergab sie dem Geliebten die Schaufel mit den Worten:

„Hier hast Du!“ und blieb in der Furche stehen, indem sie ihm den Rücken zukehrte.

Bleich schien der Mond auf den Acker und in das totenbleiche Antlitz des Mädchens; bleich schien er nieder auf Franz, der ihn mit gläsernen Augen anstarrte.

„Thu's nicht! — lispelten des Mondes silberne Strahlen — thu's nicht! Du tötest Dein Liebstes!“

„Thu's — zischelte ein Dämon in seinem Herzen — thu's! Wenn Du's nicht thust, verspottet sie Dich . . . Dich, der Du heut, wie ein Hund, zerprügelt worden bist.“

Franz erhob den Spaten. Sein Arm erlahmte und senkte sich. Dicker Angstschweiß trat auf seine Stirn Wieder erhob er das Grabscheit und wieder setzte er's zu Boden — — Da seine Sinne wirbelten Der Acker tanzte um ihn herum Der Mond schob auf und nieder am Himmel rasende Wut erfaßte ihn. — Er hob den Spaten in die Höhe und schlug schlug zwei Mal nach dem Kopfe seines Opfers, das lautlos zusammenbrach und noch einige Male zusammenzuckte. —

— — Nun war alles still!

Franz rührte sich nicht Er stand und stand Tausend rote Teufelchen umtanzten ihn, lärmten und schrieten durcheinander: „Mörder! Mörder! Du hast die Marie erschlagen! Du hast Dein Kind getötet! Doppelter Mörder! Auf das Schaffot mit Dir! In die Hölle die Hölle!“

Feige Angst schüttelte und rüttelte seinen bebenden Leib. Er dachte nicht mehr an Selbstmord — er fürchtete sich vor den Qualen der Hölle, er fürchtete sich vor dem blitzenden Beile des Henkers! — Er sann auf seine eigene Rettung. Aus der Furcht vor dem Tode erwuchs riesenstark das Verlangen nach Leben — die Lust zum Leben pulsierte — —; sie pulsierte stärker, als das Grauen, das ihn umgab, als das Verbrechen, das zum nächtigen Himmel um Sühne schrie, als die Liebe, die seine blutrünstige Hand getötet. —

Mit dem Spaten, mit dem er Geliebte und Kind erschlagen, schickte er sich an, ein Grab für beide zu schaufeln.

Etwa vierzehn Schritt von dem Thatorte entfernt schachtete er eine zwei und einviertel Meter lange und ein Meter tiefe Grube aus. Er grub und grub, daß ihm der Schweiß von der Stirn in das Grab träufelte. Nach Verlauf einer guten Viertelstunde war die graufige Arbeit beendet. Er kehrte zu dem Leichnam zurück, griff ihn unter die beiden Arme, zertrte ihn bis an die Grube und warf ihn hinein; die Leiche fiel auf den Rücken; schmerzverzerrt starrte ihn das blutüberströmte Antlitz an. Den Burschen schauderte es, hinabzublicken — aber er schaute doch hinunter matt leuchteten die gebrochenen Augen Mariens im Glanze des Mondes Franz stöhnte, aber weinen konnte er nicht mehr. „Zuschütten! Zuschütten!“ klang's ihm in den Ohren, „sonst erwischen sie dich noch!“ Er warf die ausgeschachtete Erde auf die Leiche; dann stampfte er den Boden mit den Füßen fest und schüttete Ackerkrumen darüber, damit die Stelle unkenntlich würde.

Nun lief er nach Haus. Noch war ihm die Größe seiner Unthat nicht klar zum Bewußtsein gekommen. Der Selbsterhaltungstrieb über-tönte alles in seinem Innern. Die Schaufel warf er in das Zuchannel'sche

Gehöst, als ihn sein Weg an demselben vorbeiführte. Der Morgen dämmerte bereits. Fröstelnd erstieg er den Heuboden, in dem sich der Knecht Cyprian schlaftrunken dehnte.

„Du hast geschlafen“, stöhnte er, „ich aber nicht.“

4.

Als der alte Mathias Zuchannek in der vierten Morgenstunde die Küche betrat, um nach seinem Frühstück zu sehen, das wochentags aus einer Mehlsuppe — „Zur“ — bestand, fand er die Tochter nicht. Er ging in den Stall, in den Hof, suchte, rief, fand aber sein Kind auch dort nicht.

Vange Ahnungen bestürmten seine Seele. Er stieg nach dem Boden; der Sonntagsstaat und die besseren Kleider Mariens hingen sauber geordnet am Rechen. Wäre sie auf und davon gegangen, hätte sie doch sicherlich ihre Kleider mitgenommen! Selbst ihre Schuh' standen unter dem Bett.

Bestürzt rief er nach seinem Eheeweibe. Die arme Marianna Zuchannek wäre vor Schreck und Entsetzen beinahe zusammengebrochen. Die sonst so ruhige, schweigsame Frau schrie, lärmte und rang die Hände: „Sie hat sich ertränkt! Sie konnte die Schande nicht überleben!“ „„Welche Schande?““ fragte Mathias bestürzt. Jetzt erst erfuhr der alte Mann alles, was bisher vor ihm geheim gehalten worden war. Er ging in den Hof, setzte sich auf die Schwelle des Hauses, stützte den Kopf in beide Hände und weinte — weinte bitterlich.

„Wir müssen nach ihr suchen!“ rief er plötzlich aus, zog seinen Sonntagsrock an und ging zum Gemeindevorsteher, um ihm das Vorgefallene mitzuteilen.

Dieser berichtete sofort an den Amtsvorsteher, der sechzig Leute aufbieten und jeden Winkel des Dorfes, jeden Tümpel und den in der Nähe belegenen Wald durchsuchen ließ. Alles vergeblich! Vier Tage hindurch wurden diese Recherchen fortgesetzt.

Das ganze Dorf war in Aufregung. Hausenweis standen die Weiber auf der Dorfstraße beisammen und stellten ihre Vermutungen an.

Auch im Gerichtskretscham besprachen die Männer eifrig den eigentümlichen Fall und betranken sich vorschriftsmäßig. Nur der „Reiche“ zeigte sich nicht in der Schänke. Er fürchtete böse Stichelreden. Jedes Kind wußte es ja im Dorfe, daß seine Habgier die arme Marie in den Tod getrieben! Wäre er nicht so hartherzig gewesen, — hätte er seinen eigenen Sohn nicht wie einen Schulbuben gezüchtigt, — so hätte sich Marie sicher das Leben nicht genommen!

Ja, er fürchtete sich vor den Leuten; aber im Grunde genommen war ihm und seinem Eheeweibe der Zwischenfall recht willkommen!

„Hol' das Frauenzimmer der Teufel!“ — lachte er und spie dabei auf die Erde — „so hat man wenigstens Ruhe! In einem halben Jahr ist Gras über die Geschichte gewachsen und Franz kriegt dann schon eine reiche Frau!“

Er that Franz gegenüber jetzt auch wieder viel freundlicher und nannte ihn, wie früher, „Franzlerle“.

Der aber mied Eltern und Geschwister, Dienstboten und jedermann ängstlich. Von früh bis Abend machte er sich auf dem Felde zu schaffen, wendete das Getreide, besorgte die Nachreche und schien für nichts mehr Sinn zu haben, als für die Arbeit. Sobald er sich indessen unbemerkt sah, versank er in ein düsteres Brüten und stand regungslos und festgebaut an einem Flecken!

Wie sah die Welt doch vor vier Tagen noch ganz anders aus! Heut schien ihm der Himmel grau, die Sonne finster, die Blumen welk, heut klangen ihm die Lerchenlieder wie Grabgesänge . . . Sein Herz blutete und schmerzte und stach . . . seit vier Tagen hatte er keinen Schlaf mehr gefunden; die Augen brannten ihm . . . Bei jedem kleinsten Geräusch fuhr er entsetzt auf und glaubte, die Gensdarmen kämen schon, um ihn zu binden . . . Tag und Nacht sah er das Blut aus dem Kopfe der geliebten Marie fließen . . . ihm grauste, wenn er daran dachte, daß er mit den eigenen Füßen den Erdboden festgetreten!!! . . . Diesen Zustand konnte er für die Dauer nicht ertragen . . . Wenn man sie nur schon gefunden und ihn selbst nach dem Gericht abgeführt hätte! . . . Hätte er sich doch gleich aufgehängt, da wäre jetzt alles vorüber! . . . Warum verließ ihn damals der Mut? . . . Sollte er sich nicht lieber selbst anzeigen und sein Gewissen entlasten? . . . Aber der Henker! der Henker! Die Marie hatte doch gebeten, daß er sie erschlüge . . . ihn würde man wochenlang quälen und fragen . . . Dann würde man ihn fesseln und zur Schlachtbank führen, wie ein Tier . . . der Henker würde dastehen im scharlachroten Kleide mit einem blitzenden Beile . . . sollte er trotzdem? Nein! er hatte den Mut nicht! Wenn man sie fände, würde er alles gestehen . . . Wenn es nur schon bald geschähe!

„Dem armen Franz scheint der Selbstmord der Marikka doch sehr zu Herzen zu gehen; er sieht so blaß und leidend aus“, bemerkte die Bäuerin Johanna Wradzidlo zu den umstehenden Weibern.

„Weißt Du's? Weiß ich's? — eiferte die Katharzina Baschista —
— Vielleicht hat er guten Grund, blaß zu sein — Vielleicht hat er sie selbst umgebracht!“

„Du bist doch ein spottschlechtes Weib — schalten sie die andern Frauen aus — immer denkst du das Schlimmste von den Leuten.“

„Na wartet — zischte sie — ich will's Euch beweisen! Ich werde den Herrn Gensdarm schon aufmerksam machen! Es muß an's Licht kommen.“

Schimpfend und fluchend verließ sie den Haufen und begab sich in die Wohnung des Gensdarmen. Der Verdacht muß nur angefaßt werden! In wenigen Minuten erwächst aus dem Fünkchen die Lohe, die prasselnd ihr Opfer fordert.

Schon am Nachmittage des 14. August erschien in der Scheffczyk'schen Wohnung der Amtsvorsteher, der durch den Gensdarmen über die von der Baschista angeregten Verdachtsmomente verständigt worden war. Auf den Kopf zu sagte er dem Burschen das Verbrechen. Franz legte auch sogleich ein umfassendes Geständnis ab und bezeichnete die Stelle, wo er die ermordete Geliebte verscharrt hatte. Kartharzina Baschista triumphierte; ihr Scharfblick wurde von den Dorfbewohnerinnen bewundert.

Nun nahm die gerichtliche Untersuchung ihren ordnungsmäßigen Lauf, der Leichnam wurde erhumert, Franz Scheffczyk verhaftet und in das Gefängnis des Landesgerichts Ratibor abgeführt.

Seit Menschengedenken war in dem stillen, weltabgewandten Dörfchen eine so grausige That nicht verübt worden; sie beschäftigte daher unaufhörlich die Gemüter der Dorfbewohner.

Laut bezeichnete die Volksstimme, dieser sich selbst Gesetze gebende Richter, als den eigentlichen Mörder der Marie Zuchannek aber den Erbrichter Johann Scheffczyk aus B.^{***}; sie prägte ihn dazu ohne Skrutinialverfahren, ohne Aktenzeichen! Das geschriebene Gesetz konnte ihm freilich nicht an den Leib rücken Aber was verschlug's!? Die Volksstimme rief ja als Peiniger gegen den eigentlichen Mörder dessen eigen Gewissen auf, jenen furchtbaren, grausamen und rücksichtslosen Peiniger, gegen den ein Schwurgericht und ein Henker doch nichts zu sagen vermag! —

Zwei Monate später stand Franz Scheffczyk, in der Blüte der Jugend an Leib und Seele gebrochen, vor seinen irdischen Richtern, — Richtern, die ihre eigenen Leidenschaften und die dunklen Rätsel der Menschenseele nicht verstanden, nicht zu verstehen vermochten und doch zu Gericht sitzen sollten über das, was sie nicht verstanden.

Der Staatsanwalt Maiser, ein Mann ohne jegliche Herzensbildung und Gefühl, — ein Mann, dessen geistiges Niveau sich tief, — tief unter der Weltauffassung der geschworenen Richter bewegte, vertrat mit der brutalen Wucht seiner groben, beschränkten, aber autoritativen Persönlichkeit die Anklage auf gemeinen Mord, indem er die offenerzigen Angaben des

Angeklagten, daß er von der Geliebten zur Tötung aufgefordert worden wäre, als „infame Lügen“ bezeichnete! —

Was verschlug's? Hinrichtung oder lebenslängliches Zuchthaus!? In blühender Jugend für immer der Freiheit, der Luft, der Liebe und Sonne entrückt? — Entsetzlich!! — Lag in den Worten, die der moderne Drakon mit giftiger, plumper Zunge herauszischte, nicht eine unbeabsichtigte tauwarne Milde? — — Hätte er das Verständnis dafür besessen — so hätte er sicher für lebenslängliche Zuchthausstrafe, und nicht auf Tod plaidiert. —

Der Spruch der Geschworenen lautete, seinem Antrage entsprechend, „Schuldig des Mordes!“, der des Gerichtshofes: „Verurteilt zum Tode!“

Die ewigen Sterne am Himmel aber blinkten des Nachts mitleidig auf die leidgequälte Erde nieder

Bücherbesprechungen.

Dr. Paul Drechsler, *Mythische Erscheinungen im Schlesiſchen Volksglauben.*

I. Der wilde Jäger und Frau Holle. Zabrze 1902.

Unter obigem Titel hat der Leiter des jungen aufstrebenden Progymnasiums zu Zabrze als wissenschaftliche Beilage zum vorigen Osterprogramm einen dankenswerten Ausschnitt aus dem reichen Schatze seiner volkskundlichen Forschungen veröffentlicht, der auch für die Leser unserer Zeitschrift schon wegen der öfteren Bezugnahme auf ober-schlesiſche Volksanschauungen und Sagen Interessantes bietet.

„Der wilde Jäger“ und „Frau Holle“ sind die beiden mythischen Figuren, deren Wesen und Entstehung in der germanischen Götterlehre erklärt und deren Erhaltung und Erscheinungsformen im schlesiſchen Volksglauben betrachtet werden.¹⁾

Wie die meisten mythischen Gebilde bei Naturvölkern durch die Sagen vor dem Tode und vor den Naturgewalten hervorgerufen worden sind, so entstammen ihr auch diese an der Spitze unserer mythologischen Vorstellungen stehenden Gestalten. Den Glauben an das Fortleben der Seelen Verstorbenen im Wehen der Luft hat denn auch Drechsler als die eine Quelle entsprechend betont, nicht so die andere, den Eindruck, den das Wehen des Windes, das Säusen und Brausen des Sturmes zumal in den germanischen Urwäldern hervorrief.²⁾ Und doch ist offenbar auch diese Seite des Naturlebens gleich anfangs mitbestimmend bei der Bildung obiger Mythen gewesen; der fränkische und thüringische Ansiedler brachte diese Göttervorstellungen schon wesentlich fertig mit in die schlesiſche Wälderzone; der letzteren Zauber führte zu keiner „neuen Gestaltung und Verförperung“ jener, sondern höchstens zu weiterer Verbindung mit anderen Vorgängen in Natur und Menschenleben. Dafür spricht ja die Tatsache, daß „Wilder Jäger“ und „Frau Holle“ in der Hauptsache in ganz West- und Mitteldeutschland, dem Stammlande unserer Väter, in gleicher Gestalt auftreten. Erst eine Folge zunehmender Vergeistigung ist, wie Drechsler mit gutem Grunde hervorhebt, die Auffassung Wodans und somit auch seines Urbildes des wilden Jägers als Träger alles geistigen Lebens. Ebenso wird es wohl aber auch mit der Verförperung deutschen Ungeſtüms, kriegerischen Chatendranges, des Furor Teutonicus, stehen, die man in ihm hat sehen wollen.

Drechslers Verzeichnis der dem göttlichen Nimrod in Schlesien beigelegten Namen können wir erfreulicherweise um einige andere vermehren. Der ursprüngliche Name

¹⁾ Ungefähr gleichzeitig und völlig unabhängig davon — das Manuskript wurde Ende September 1901 an die Redaktion eingekandt — erschien in der Festschrift des Germanischen Vereins zu Breslau, Leipzig 1902, vom Unterzeichneten als Frucht jahrelanger Beschäftigung mit dieser Frage der 1. Teil einer ähnlichen Studie unter dem Titel „Die wilde Jagd in Schlesien“, worin auf breiterer Grundlage zunächst die Entstehung der Sage, ihre Veränderung, Erhaltung, Verbreitung und Benennung in Schlesien behandelt sind.

²⁾ Vergl. darüber den Anfang meiner Ausführungen a. a. O. S. 85.

Wodan (Wuotan) ist nicht bloß mehr in dem Adjektiv der Bezeichnung „wütendes Heer“ erhalten, sondern auch in „Woyden“, wie einer der Geister, mit denen der Wunderlich, ein gefürchteter Raubjäger des Isergebirges, nach der Erzählung der Iserleute zu ringen hatte, von diesem angerufen wurde.¹⁾ Wunderlich selbst ist offenbar nur eine Nebenform zu dem aus „Winderer“ (Weiterbildung von Winder, Stürmer, Windgott) entstellten „Wunderer“.²⁾ Weiter sind uns bekannt „Strauchjäger“ aus Heidau, Kr. Teiffe, „Einden- oder Hofereiter“ aus Wölfelsdorf, Kr. Habelschwerdt, „Schwarzer Reiter“ aus Albendorf, Kr. Neuode, „Humpel- oder Pumpelförster“ aus Agneten- und Petersdorf i. R., nicht zu reden von den mannigfaltigen Bezeichnungen jenseits der schlesisch-böhmischen Grenze. Daß der wilde Jäger in den Dörfern um Goldberg, Schönau und Lähn auch unter dem Namen „Rübezahl“ umgeht, braucht uns bei der vielseitigen Übertragung von Jügen Wodans auf den Vegetationsdämon des Riesengebirges³⁾ nicht eben wundern.

Daß die Benennung „wilder Jäger“ besonders in der Grafschaft Glatz üblich sei, kann ich trotz langjährigen Aufenthaltes daselbst und eingehender Bekanntschaft mit dem Glatzer Volksglauben nicht bestätigen; sie ist mir nirgends dort begegnet.

Ebensowenig vermag ich in dem Gespenst, das bei der Fichte zwischen Rybnik und Paruschowitz auf „dreibeinigem Schimmel“ erscheinen soll, mit dem Verf. den göttlichen Nimrod zu sehen. Vielmehr dürfte dahinter der im polnischen Oberschlesien und besonders im wasserreichen Kreise Rybnik so ungemein verbreitete Wassermann (atopielec) stecken, der in manchen der zahllosen Sagen über ihn als Pferd oder zu Pferde erscheint. Der Wodansmythus ist rein germanischen Ursprungs; nachdem die ostgermanische Urbevölkerung den vordringenden Slaven gewichen war, ist er erst mit den deutschen Ansiedlern wieder eingewandert und hat sich allerdings bis mitten unter die Slaven verirrt. Deshalb ist immerhin eine gewisse Vorsicht in der Gleichsetzung ober-schlesischer Sagengealten mit dem wilden Jäger geboten. So möchte ich es nicht ohne weiteres bejahen, daß die Beuthener Sage von der gewappneten Schar der heil. Hedwig, die bei Siemianowitz „auf einer Anhöhe in einer Grotte“ schlafen soll, auf das Gefolge des Todesgottes Wodan zurückgeht. Wahrscheinlich haben wir es hier nur mit einer Reminiscenz an den Mongoleneinfall in Schlesien zu thun.

Unter den verschiedenen von Drechsler geschilderten Erscheinungsformen der wilden Jagd möchte ich den sogenannten Gespensterkutschen noch die gespenstischen Leichenzüge, von denen man im Riesengebirge und in der Grafschaft Glatz zu erzählen weiß, zugesellen.

Ist die von Bürger poetisch gestaltete Auffassung vom wilden Jäger als jagdlustigem Ritter, „der wegen Sonntagsentheiligung bis an den jüngsten Tag ruhelos jagen“ muß, streng genommen in Schlesien nicht volkstümlich, so begegnen hier doch sehr ähnliche Fassungen, wie die vom Ritter Wolf von Braun auf Hölling im freistädtischen. Im mährischen Gesenke findet sich sogar eine der niedersächsischen Sagen vom wilden Oberjägermeister Hans von Hackelberend, dem Helden der Julius Wolff'schen Dichtung, ganz ähnliche Gestaltung des Mythos. Charakteristisch für den Gedankenkreis, für die Gemütsart der betreffenden Bewohner sind die Fassungen unserer Sage überhaupt allerwärts in Schlesien.

Wohl nur auf einem Druckfehler beruht die Bezeichnung Büttelweiber statt Rüttelweiber, wie die vom Sturmgotte verfolgten Baum- und Waldgeister, die schlesischen

¹⁾ Coghö, Weitere Sagen im Riesen- und Isergebirge, im „Wanderer im Riesengebirge“, Jahrg. 1896, S. 47.

²⁾ Als Windgott nachgewiesen von Warnatsch, Beiträge zur Germ. Mythologie. Beuthen O. S., Gymn.-Progr. 1895, S. 11 ff.

³⁾ Vergl. Wahner, Rübezahl in der Grafschaft Glatz. XXI. Jahresber. d. G. G. V.

Dryaden, im Riesengebirge heißen. Der Gleichklang der Formen Rüttelweiber und Rüttelweihen (Falkenart, die ihren Flug bisweilen durch eine rüttelnde Bewegung unterbrechen) hat in der Grafschaft Glatz offenbar dazu geführt, in diesen Tieren Todesvögel zu sehen.

Als Begleiterin Wodans im wilden Heere wird sodann vom Verf. Frau Holle auch in der schlesischen Volksfage erwiesen und charakterisiert. Unter dem Namen Spillaholle und Spillagritte kennt man sie im Glätischen und in Österreich-Schlesien, nach Weinhold¹⁾ auch im Eulengebirge, in Katscher und Leobschütz als Spillagritte, Zumpeldrulle, Mickatrulle und Spillenslutche,²⁾ in Mittel- und Niederschlesien als Popelholle. Dazu erwähnt Weinhold noch die Namensformen Spillendrulle, Spillensiese und Spillensmarte. Die wohl überall in Schlesien bekannte Vorstellung von Frau Holle als Schneebringerin ist meines Erachtens zumeist erst durch Märchenbücher in's Volk gedrungen. W.

Das 11. (August-) Heft des 5. Jahrganges (1901/02) der **Litterarischen Warte**, Monatschrift für schöne Litteratur, herausgegeben von der Deutschen Litteratur-Gesellschaft in München, dürfte für die Leser unserer Zeitschrift „Oberschlesien“ nicht ohne Interesse sein und soll darum nach dieser Seite in kurzen Worten gewürdigt werden. Eröffnet es doch einige charakteristische Ausblicke auf die augenblickliche dichterische Tätigkeit des deutschen Ostens und besonders unserer Heimatprovinz, insofern ein beträchtlicher Teil, fast die Hälfte aller seiner produktiven und kritischen Beiträge aus der Feder schlesischer Junstgenossen geflossen ist.

Als Lyriker sind hinter zwei hochmodernen Wanderliedern des Schlesien nahe stehenden frauenburger Domherrn Julius Pohl nur Landsleute vertreten, und zwar: Richard Kranz aus Liebau mit tiefempfundenen, im Parke zu Klein-Ols dichterisch gefaßten Pflingsterwägungen, Maximilian Wagner aus Köchendorf mit der zeitgemäßen Frage nach dem Wesen des Modernen, Paul Koschate aus Klein-Tschansch bei Breslau mit dem stimmungsvollen „Der erste Schultag“ und J. G. Wahner-Gleiwitz mit der Romanze „Hobby soit qui mal y pense“, worin die Stiftung des Hosensbandordens durch den englischen König Eduard III. behandelt und ein drastisches Beispiel für die Möglichkeit geliefert wird, einen scheinbar prekären Stoff mit Würde und künstlerischem Ernst zu gestalten.

Daran schließt sich die aus dem Leben eines Künstlers geschöpfte, auf dem Kurplatze eines eleganten Badeortes spielende Prosaerzählung „Begegnung“ von dem rühmlichst bekannten Breslauer Lehrer und Dichter Paul Keller, ein Kabinetstückchen psychologischer Vertiefung und formeller Technik.

Unter den litterar-historischen Aufsätzen nimmt bei weitem nach Umfang und Bedeutung den ersten Platz ein der II. Teil der ästhetischen Würdigung des Humoristen Wilhelm Raabe von Edmund Holthoff-Kauffung.

In der Kritischen Umschau begegnet uns abermals J. G. Wahner-Gleiwitz, der die auch schon in unserer Zeitschrift Heft 2 kritisierten Oberschlesischen Dorfgeschichten von Moritz von Reichenbach einer Besprechung unterzieht.

Weiter werden hier des oben erwähnten Paul Koschate Gelegenheitsgedichte „Für's Schulhaus“, Breslau, von E. Kiesgen-Köln angezeigt und wegen ihres vielseitigen Inhalts und des angenehmen Flusses der Verse empfohlen.

Und endlich bespricht B. Clemenz-Liegnitz die 4. Auflage von Gotthold Klee, Grundzüge der Deutschen Litteraturgeschichte, Berlin 1901, ein Buch, das der Recensent

¹⁾ Herkunft und Verbreitung der Deutschen in Schlesien, Stuttg. 1887, S. 85.

²⁾ Luttsche = Frau, weibliches Wesen; ursprünglich nur weibliche Geschlechtsbezeichnung beim Hunde.

mit vielen anderen einwandfreien Stimmen wegen der Kraft des Inhalts und der Darstellung dem etwas veralteten „Kluge“ vorgezogen wissen will.

Eine hoch erfreuliche Thatsache, im gedrängten Raum einer vier Bogen umfassenden, ganz Deutschland vertretenden Monatschrift, so viele Landsleute teils dichterisch, teils ästhetisch und kritisch referierend anzutreffen! Haben wir da nicht einen neuen Beweis für die rege schöngeistige Thätigkeit, die in unserer vielverkannten, teuren Schläsing herrscht?
W.

Im Reiche der Kohlen. Ein Bergmannslied von Ludwig Kessing.

Unter diesem Titel, der in einem Bergwerksbezirke wie dem unfrigen gewiß manches Mäusen- und Arbeiterfreundes Neugier zu wecken geeignet ist, hat der Verfasser, selbst rheinischer Bergmann zu Steele an der Ruhr, in achtzehn nur lose aneinandergereihten Bildern Freuden und Leiden seiner Standesgenossen, persönlicher und beruflicher Natur, besungen. Einige Überschriften, wie „Stilles Glück“ (bezeichnender: Bergmanns Heim), „Bergamt“, „Lohntag“, „Die Bergschule“, „Gesellige Stunden“, „Der Streik“, „Organisation“, bekunden die Vielseitigkeit der dem Bergmannsleben entnommenen, in wechselnder Strophenform bearbeiteten Themata; ein „Lied“ aber, unter dem man die poetische Einkleidung einer zusammenhängenden Begebenheit suchen würde, kann das Ganze nicht genannt werden. Das äußerlich schlichte, im Selbstverlage des Verfassers erschienene Heftchen birgt auf 79 Seiten Großoktav viel rheinländisches Selbstbewußtsein. Und solches nebst gehöriger Unkenntnis vom Wesen der Dichtung war wohl nötig, um Grubenlicht und Keilhaue bei Seite zu legen, den Federkiel zu ergreifen und diese von metrischen und sprachlichen Fehlern, Kunststücken und Unmöglichkeiten strotzenden Verse, die sich in überwiegender Mehrzahl als gereimte Prosa darstellen, als Poesie hinaus in die Welt zu schicken.

Kessing kommt uns wie eines jener bedauernswerten Landkinder vor, die der übertriebene Realismus der Überbrettelzeit dem Mäusenhaine zugeführt hat, wo sie sich als sogenannte Naturdichter eines recht zweifelhaften Beifalls erfreuen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß dem sangesfrohen Bergknappen nicht auch hier und da ein paar Strophen geglückt wären. Das VI. sieben Gedichte umfassende Bild „Liebesfrühling“ enthält, wie natürlich, das Brauchbarste. Folgende daraus mitgeteilte Probe möge es bezeugen:

Gott grüß' dich, Kind vom Walde!
Es hat im dunkeln Schacht
Beim matten Schein der Lampe
Der Knappe dein gedacht.

Und wie er still im Geiste
Dein holdes Bild geschaut,
Da klang von allen Wänden
Der Fäustels Schlag so laut.

Gilt doch es, zu erringen
Ein Glück am eig'nen Herd!
Das macht noch jedem Bergmann
Das Leben lieb und wert.

Gott grüß dich, Kind vom Walde!
 Seit ihm dein Auge lacht,
 Gehst stolzer hin der Knappe
 In seiner schlichten Tracht.

Nicht neidet er die Fürsten,
 Geld raubt ihm nicht die Ruh':
 Gott gab ihm starke Arme
 Und hellen Sang dazu.

W.

Chronik.

2. **September.** Emmo v. Münstermann, Besitzer der Ludwigshütte bei Kattowitz, Stadtrat, Mitglied der Handelskammer, Handelsrichter zc. †.
5. **September.** Die Stadtverordneten in Ratibor genehmigen die Erweiterung der Wasserleitung nach dem eingemeindeten Vorort Altendorf und bewilligen dazu 11800 Mark.
7. **September.** Einweihung der evangelisch-lutherischen Kirche in Gleiwitz.
14. **September.** Dem Landrat Dr. Scheche, der zehn Jahre hindurch Landrat des Kreises Zabrze war, werden anlässlich seines Scheidens aus dieser seiner Stellung verschiedene Sympathiekundgebungen zuteil.
 Zum Bau der katholischen Schule in Bielschowitz, Kreis Zabrze, ist eine Beihilfe von 7000 Mark aus dem Freikugelderfonds bewilligt worden.
 Auf dem Redenberge, Königshütte, wird das erste Volksspielfest abgehalten, an dem sich 123 junge Leute beiderlei Geschlechts, im Alter von 14—18 Jahren beteiligen.
21. **September.** Eröffnung der vom Ortszeichnerverein angeregten Ausstellung von Kunst- und kunstgewerblichen Gegenständen im Gesellenhaussaale in Neustadt O.S.
 Abschiedsfeier für den nach Königsberg i. Pr. versetzten Landgerichtspräsidenten in Ratibor.
 In Pleß findet eine öffentliche Abschlußprüfung der ersten oberschlesischen Lehrer-Sanitätskolonne statt, die durch den dortigen prakt. Arzt Dr. med. Caro herangebildet worden ist.
24. und 25. **September.** Die „Königshütte“ begeht ihr hundertjähriges Betriebsjubiläum.
26. **September.** Der frühere Berghauptmann des Oberbergamts Breslau, Wirkl. Geh. Oberbergtrat Hermann Pinno im Alter von 72 Jahren †.

Redaktion Dr. E. Jivier, Breslau, Moritzstraße 38.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.S.

